

Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **65 (2008)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Carolyn Dewald/John Marincola (eds): *The Cambridge Companion to Herodotus*. Cambridge Companions to Literature. Cambridge University Press, Cambridge 2006. 397 S., 5 Karten.

Zu Beginn des umfangreichen Bandes bieten C. Dewald und J. Marincola einen allgemeinen Forschungsüberblick. Es folgen zunächst Aufsätze zum zeitgenössischen Umfeld H.s: John Marincola analysiert den Einfluss der Vorgänger (neben Epos und Tragödie berücksichtigt er auch die Lyrik, die ebenfalls ein Erzähler-Ich und zeitgenössische Figuren aufweist) und reflektiert über das Spannungsfeld historischer und poetischer Wahrheit. Robert Fowler zieht H.s Prosavorbilder zum Vergleich heran und vermutet eine Neuerung in der Sichtbarkeit der *historia*, des «Forschungsprozesses», den H. dem Rezipienten offenlegt. Dem Aufsatz folgt ein Überblick über die griechischen Geschichtsschreiber mit Datierung, Werken und Ausgaben. Jasper Griffin liefert eine Einführung zum Einfluss der Tragödie auf die *Historien* v.a. in Bezug auf den Stoff und die geschichtsphilosophische Moral; die narrative Technik scheint eher dem Epos geschuldet. Rosalind Thomas befasst sich mit H.s intellektuellem Milieu allgemein. Sie hält den Einfluss Athens im Vergleich zur Ägäisregion für überschätzt und konstatiert H.s Abhängigkeit von den Vorsokratikern, von zeitgenössischen Hippokratikern und Sophisten. – Die drei folgenden Aufsätze thematisieren H.s historiographische Methode: Nino Luraghi betrachtet H.s «Meta-historiē» – Quellenangaben oder Meinungsäusserungen – als laufende Kommentierung der «nature of the knowledge in the *Histories*» (84), eines als Sammlung verschiedener Perspektiven konzipierten Werks. Egbert Bakker befasst sich mit H.s parataktischem Stil, den er, Dionysios von Halikarnass folgend, als eine «Syntaxis» bezeichnet, als einen «thread of discourse», wie er detailliert am Beispiel des Werkeingangs zeigt, der direkt auf Kroisos hinführt. Hilfestellung für H.s Publikum sind deiktische Wörter, etwa Pronomina, die durch den Text leiten. Christopher Pelling untersucht die Reden der *Historien*, die aufgrund des situativen Kontexts häufig Verschleierrungstaktiken aufweisen, wie er v.a. an der Figur des Themistokles demonstriert, und die im Lichte späteren Geschehens oft ironisch wirken. – Vier weitere Artikel befassen sich mit Einzelgeschichten in H.s Werk: Carolyn Dewald/Rachel Kitzinger betrachten die berühmte Antigone-Parallele 3,119 als nicht nur inhaltlichen Anklang; sie vermuten sowohl bei Herodot als auch bei Sophokles einen «Meta-Logos», der die Macht der Sprache thematisiert. Alan Griffiths reflektiert über die Genese der Einzelgeschichten aus der mündlichen Tradition und ihre Positionierung im Erzählfluss. Carolyn Dewald widmet sich dem Humor H.s. Sie stellt lokale Eigenheiten fest und unterscheidet zwischen Figurenfokalisation, etwa dem oft bitteren Witz der «Tricksterfiguren», und erzählergeneriertem Humor, der häufig Gefahr für die involvierten Figuren birgt. Rachel Friedman beobachtet bei verschiedenen Figuren der *Historien* Gemeinsamkeiten mit dem Autor, namentlich das Schicksal der Heimatferne und eine bestimmte Art theoretischen Wissens. Sie vermutet dahinter Selbstdarstellungen H.s, der sich nach einer gesamtgriechischen Heimat sehne. – Die letzten neun Aufsätze führen von der reinen Literaturwissenschaft weg zu einzelnen Sachthemen: James Romm befasst sich mit der Dichotomie von Wissenschaft und Religion bei H., der sich zwar in religiös-moralischen Denkschemata bewegt, wenn er etwa über die frevlerische Überbrückung des Hellespont spricht, der aber durchaus Bewunderung für die technische Leistung zeigt. Scott Scullion konstatiert in seinem Aufsatz zur Religion den grossen Respekt H.s vor *nomoi* und «dem Göttlichen», auch wenn auf die Darstellung personalisierter Einzelgötter in den *Historien* weitgehend verzichtet wird. Lawrence Tritle analysiert H.s Schlachtbeschreibungen und widmet sich der problematischen Quellenlage sowie dem Phänomen der Homerisierung, das bereits H.s Quellen zugeschrieben werden darf. Sara Forsdyke stellt anhand neuerer, zunehmend sozialgeschichtlich orientierter Ansätze in der Politikwissenschaft eine Aufwertung H.s fest, dessen Darstellung der Vergangenheit immer paradigmatisch für seine Gegenwart ist und dennoch echte Aufschlüsse über die Vergangenheit bietet, wie etwa die individualisierten Einzelporträts zeigen. Philip Stadter untersucht H.s Darstellung griechischer Städte, deren Eigenheiten klar herausgearbeitet sind, wobei die Notwendigkeit der Einheit stets betont wird. Das Bild des frei-

heitsliebenden Athen wertet Stadter im Lichte der späteren Entwicklungen als ironisch. Italien sieht Rosario Vignolo Munson in seiner Eigenschaft als Kolonisationsland stets als Ort der Freiheit dargestellt; gleichzeitig ist die Kolonisierung immer auch mit Tyrannis verbunden. Michael Fower liefert einen Überblick über das differenzierte Perserbild der *Historien*; Tim Rood befasst sich mit H.s Ethnographie, der ein waches Bewusstsein für ihren eigenen Graecozentrismus und ihre politische Funktion innewohnt, was für einen gewissen kulturellen Relativismus des Autors spricht. Schliesslich präsentiert Simon Hornblower einen differenzierten Überblick über die antike H.-Rezeption, besonders auch über das schwierige Verhältnis des Thukydides zu seinem Vorgänger. – Der Text ist um Landkarten und einen Zeitstrahl zu den von H. geschilderten Ereignissen ergänzt. Den meisten Aufsätzen folgen Hinweise auf weitere Literatur. Der vorliegende Band bietet einen exzellenten Überblick über zahlreiche wichtige Forschungsfelder und darf in keiner Fachbibliothek fehlen.

Katharina Wesselmann

R.D. Dawe: Sophocles: Oedipus Rex. Revised Edition. Edited by R.D. Dawe. Cambridge Greek and Latin Classics. Cambridge University Press, Cambridge 2006. X, 214 S.

Seit der 1. Auflage von Dawes Kommentar zum sophokleischen *König Oidipus* im Jahre 1982 hat sich die Forschung intensiv mit Text und Inhalt der sophokleischen Tragödien befasst. Erwähnt seien nur die Sophokles-Ausgabe von H. Lloyd-Jones und N. Wilson in den Oxford Classical Texts (1990) und die 3. Auflage von D.s Ausgabe von Sophokles' Werken in Einzelbänden in der Bibliotheca Teubneriana (1996) sowie unter inhaltlichen Gesichtspunkten die vor allem in der deutschsprachigen Sekundärliteratur geführte Frage nach der Schuld der sophokleischen Helden (A. Schmitt, E. Lefèvre, M. Lurje). D. legt in seinem Kommentar eine gründlich überarbeitete Neuauflage vor, die vor allem der Diskussion über die Unechtheit des Schlusses der Tragödie ab V. 1424 Rechnung trägt (vgl. die Diskussion auf S. 192f.). Die Frage nach der Authentizität des Finales wurde vor eineinhalb Jahrhunderten zum ersten Mal von K. Schenkl (*Z.Ö.G.* 8, 1857/195) in die Diskussion eingebracht und von C.W. Müller 1996 in den Zusammenhang einer Wiederaufführung des *König Oidipus* zusammen mit dem *Oidipus auf Kolonos* und eventuell der *Antigone* gebracht, die es nötig machte, den Schluss des *König Oidipus* an das spätere Oidipus-Stück anzupassen – eine ähnliche Anpassung im Zuge einer späteren Wiederaufführung wurde ja auch den *Sieben des Aischylos* zuteil (vgl. C.W. Müller, *Die thebanische Trilogie des Sophokles und ihre Aufführung im Jahre 401. Zur Frühgeschichte antiker Sophokles-Rezeption und der Überlieferung des Textes*, *RhMus* 139, 1996, 193–224 = *Kleine Schriften zur antiken Literatur und Geistesgeschichte*, Stuttgart/Leipzig 1999, 215–248). Ausführlich kann man D.s Argumente der S. 193ff. seines Kommentars in *RhMus* 144 (2001) 1–21 nachlesen. Die inhaltliche Argumentation für die Unechtheit des Schlusses ist in kurzen Zügen folgende: Das ganze Stück hindurch wird seit der Bekanntgabe von Apolls Orakel (96–98) immer wieder betont, dass der Schuldige, Laios' Mörder, mit dem Exil bestraft werden müsse, während am Ende Kreon (1429–1431) dazu auffordert, Oidipus unverzüglich in den Palast zu schaffen und dass die Verwandten sich um ihn kümmern sollten. Wenn man die Unechtheit des Schlusses akzeptiert, geraten weitere Partien des Stücks unter den Verdacht, spätere Einschübe zu sein (261, 425, 1247–1250 und 1375–1377). D. diskutiert die Stellen im Kommentar unter inhaltlichen und sprachlichen Gesichtspunkten (z.B. zum Sigmatismus in V. 425, der typisch für Euripides, nicht für Sophokles ist). Kurz: Wer sich künftig mit dem sophokleischen Meisterwerk beschäftigt, wird nicht umhin können, die 2. Auflage von D.s Kommentar zur Hand zu nehmen.

Bernhard Zimmermann

Charles Platter: Aristophanes and the Carnival of Genres. The Johns Hopkins University Press, Baltimore 2007. 272 S.

Es ist ein Jammer, dass der russische Sprach- und Literaturtheoretiker Michail Michailovič Bachtin, dessen akademische Laufbahn mit einem Studium der Klassischen Philologie bei T. Zieliński begann, sich in seinen (uns zugänglichen) Schriften nie mehr als *en passant* zur Alten Komödie geäußert hat. Die in Charles Platters Titel angedeuteten Theoreme des Karnevals einerseits und der Karnevalisierung der Literatur andererseits könnten durchaus aus der Alten Komödie (und davor noch dem klassischen Satyrspiel) abgeleitet sein; literarischer Formen also, deren Sprache, deren Komposition, deren Helden oder Antihelden just jene Eigenschaften aufweisen, die Bachtin zu den Eigenschaften

karnevalisierter Literatur erhebt. Dass diese Genera darüberhinaus einen zentralen Platz an Festen innehielten, denen Karnevalscharakter nicht abzuspochen ist, lässt diese Bachtin'sche Lücke als umso bedauerlicher erscheinen. Sie zu schliessen ist seit rund zwei Dekaden ein seitens der Klassischen Philologie mit grossem Gewinn verfolgtes Ziel – und zwar in einer Reihe von Schriften, in denen Aristophanes mit Bachtin gelesen wird (W. Rösler in *QUCC* 23, 1986; A. J. Edwards in R. Scodel (Hg.) 1993; P. von Möllendorff 1995). Zu diesen Autoren gehört auch Ch. P., der den Grundstein zum vorliegenden Buch in der von A. Miller und ihm selbst edierten *Arethusa*-Sonderausgabe zu Ba. (1993) gelegt hat.

In aller Ausführlichkeit erläutert Ch. P. zunächst Bachtins Konzepte der Karnevalisierung und der Dialogizität, um dann zu Aristophanes überzugehen, dessen Denken er in seiner alles durchdringenden Ambivalenz blosslegen und dessen Werk er vor reduktionistischen Lektüren schützen will. Redet Ch. P. einerseits einer Offenheit der Lektüre das Wort, die einen nie sich erschöpfenden Interpretationsprozess verspricht, so erhebt er diese zugleich zu Aristophanes' Intention. So wolle dieser, im hochkompetitiven Rahmen, in dem Komödien gespielt werden, in seinen Stücken auf verschiedensten Ebenen operieren, um damit die Gunst des gesamten Publikums zu erwerben, das hinsichtlich seiner Bildung, seines Verständnisses, seines Geschmacks usw. heterogen ist. Die folgenden Kapitel bieten Lektüren einzelner Passagen aus Aristophanes.

Kap. 1 ist dem Prolog der *Acharner* und dem Problem der Tragödienparodie und ihrer Rezipierbarkeit gewidmet. Kap. 2 den zentrifugalen oder dezentralisierenden Kräften, die in den *Wolken* am Werk sind und eine Lektüre derselben als Attacke gegen Sokrates, Euripides, Kleon oder die Sophisten als zu einseitig erweisen. Kap. 3 nimmt sich der parabatischen Passagen der *Wolken* und der *Wespen* über die *Wolken* an und überdenkt das Problem des Chors als Sprachrohrs des Dichters. Kap. 4 thematisiert das «Questioning of Authority», das Aristophanes in seiner Auseinandersetzung mit Sprache, Stil und Anspruch von Epos und Orakel unternimmt. Kap. 5 wendet sich Aristophanes' multipler Verwendung des Euripideischen *Telephus* zu. Ausgelotet wird hier das «Doppelgängertum» der beiden Dramatiker, Aristophanes' höchst ambivalentes Verhältnis zu seinem Lieblingsfeind Euripides, das Kratinos zur genialen Wortschöpfung «Euripidaristophanizein» veranlasst hatte. Ch. P.s «Conclusion» nimmt ihren langen Auftakt bei einem Hesiod-Zitat bei Susarion, was ähnlich irritierend wirken mag wie die Tatsache, dass hier noch einmal in allgemeinem Duktus Theoretisches erläutert und nur noch knapp zu den vorangegangenen Lektüren Stellung genommen wird. Dass aber Ch. P. seine Leser mit dem Ratschlag entlässt, «to think of drama as a rather lengthy utterance» (182), und damit die Möglichkeiten, mit dem Drama in einen Dialog zu treten, als vielleicht unerschöpflich deklariert, ist sicher – und nicht nur – in Bachtins Sinne. Rebecca Lämmle

Natalia Kyriakidi: Aristophanes und Eupolis. Zur Geschichte einer dichterischen Rivalität. Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 85. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2007. 247 S.

Die knappe Einleitung (1–8) dieser Göttinger Dissertation ist ein Bericht zur Forschung über die alte attische Komödie und zeichnet das durch Kassels und Austins epochale Aufbereitung der Fragmente (1983–2001) erwachte Interesse an den Dichtern nach, die neben Aristophanes Komödien verfasst haben. Davon, dass Aristophanes nach wie vor der massgebende Bezugspunkt der Alten Komödie bleibt, zeugen die vielen Arbeiten, die sich zwar mit den schlechter bezeugten Dichtern auseinandersetzen, aber in der Regel bereits im Titel verraten, dass sie diese in Relation zu Aristophanes, z.B. als «The Rivals of Aristophanes» (D. Harvey/J. Wilkins (Hg.) 2001), diskutieren (müssen). Ein zentrales Interesse der gegenwärtigen Komödienforschung ist jenes der dichterischen Rivalitäten, und dieses Interesse bedient K.s Buch, das spezifisch der in Form eines Dialogs ausgetragenen Rivalität zwischen Aristophanes und seinem Zeitgenossen Eupolis gewidmet ist. Der einleitende Forschungsbericht mündet in die Formulierung der Zielsetzung K.s, nämlich diese «bekannteste Rivalitätsbeziehung der Alten Komödie» (7) zu untersuchen und die Frage zu beantworten, ob das «'Duett' Aristophanes und Eupolis ... zu Recht als bitteres Rivalenpaar in der Gattungsgeschichte aufgefasst wurde» (8).

Kap. 2 ist der dichterischen Karriere des Eupolis gewidmet, seinen Debüts und Siegen (2,1), den Nachrichten über sein Ableben (2,2), der Datierung seiner Werke (2,3) – die elf Komödien, deren Da-

tierung unsicher ist, werden unter diesem Gesichtspunkt einzeln besprochen (2,3,1–11). In Kap. 3 diskutiert K. sämtliche gemeinsame Erwähnungen von Aristophanes und Eupolis, zunächst im Rahmen der Trias Kratinos, Aristophanes und Eupolis (3,1), dann als «Duett» (3,2), schliesslich neben anderen Dichtern (3,3). Kap. 4 reflektiert in einfacher Weise die Genese des Phänomens der Rivalen, zumal derjenigen im Theater, und vermag mit den vorgebrachten Argumenten nicht davon zu überzeugen, warum die Komödien-, nie aber die Tragödien-(und Satyrspiel-)dichter miteinander in (eine sich in den Stücken manifestierende) Konkurrenz getreten sein sollen. K. unterteilt die Rivalenäusserungen in der Alten Komödie in sechs Kategorien – Verspottung persönlicher Eigenschaften eines Rivalen (1), der Vorwurf, gefuscht zu haben (2), einen oberflächlichen und vulgären Humor zu pflegen (3), auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein bei der Produktion oder beim Verfassen der Komödie (5) oder gar Plagiate verfasst zu haben (6), «Parakomödie» (Parodierung des Rivalen) (4). Kap. 5 untersucht das Rivalenverhältnis zwischen Aristophanes und Eupolis, bietet zunächst einen Überblick über ihre parallelen Karrieredaten und Möglichkeiten des Kontakts (5,1), nennt die Zeugnisse der Rivalen (5,2) und bespricht dann die Rivalenäusserungen gemäss den in Kap. 4 erstellten Kategorien (mit Ausnahme von (2), für die es nur ein Beispiel, eine Kritik des Aristophanes an Kratinos gibt) in 5,3–7. Das konzise halbseitige Fazit dieser Arbeit beantwortet die eingangs gestellte Frage mit einem klaren Nein: Die Rivalenäusserungen sind «nicht als eine Art ernsthaften «Krieges», sondern als humorvolle Praxis [zu] betrachten, die sich durch die Funktion, die Umstände und die Herkunft der Gattung (Spottlieder) erklären lässt» (197). Kap. 7 besteht aus Zusammenfassungen in deutscher (7,1), griechischer (7,2) und englischer Sprache (7,3). Literaturverzeichnis, ein Namen-, ein Sach- und Ortsregister sowie ein griechisches Namen- und Sachregister zur griechischen Zusammenfassung der Arbeit beschliessen das Buch.

Rebecca Lämmle

Stefano Ferrucci: Iseo: La successione di Kiron. Introduzione, testo critico, traduzione e commento a cura di Stefano Ferrucci. Studi e testi di storia antica 15. ETS, Pisa 2005. 253 S.

Nach P. Cobettas Ausgabe der Rede von Isaios gegen Leochares (*Iseo. Contro Leocare*, Pisa 2002) legt Ferrucci in der Reihe «Studi e testi di storia antica» bereits die nächste Rede des attischen Logographen vor. Dem kurzen, knapp 30 Seiten umfassenden Textteil (S. 83–119: griech. Text mit krit. App., ital. Übersetzung) ist eine substantielle Einführung (S. 17–82) sowie ein ausführlicher Kommentar (S. 121–210) beigegeben. Eine allgemeine Bibliographie und drei Indices beschliessen das Buch. Während F. in der Einführung den familiären und gesellschaftlichen Rahmen absteckt (S. 19–43), dann die Argumentationsstrategie näher beleuchtet (S. 43–49) und schliesslich ausführlich auf die Modalitäten des attischen Gerichtsverfahrens eintritt (S. 49–82), gibt er im Zeilenkommentar Erläuterungen inhaltlicher und grammatikalischer Art. In diesem zweiten, enger der Philologie verhafteten Bereich sind nun leider gewisse Mängel festzustellen (S. 135f.: F. verteidigt mit wenig überzeugenden Argumenten die Lesung οὔτε, obwohl er im griechischen Text Reiskes Korrektur οὐδέ aufgenommen hat. S. 148 zu 6,1–2: Die Aphärese ἡμῇ, wie sie in den Hss. vorliegt, wird Bekkers Korrektur ἡ ἐμῇ vorgezogen mit der «Begründung» «non vedo motivi per abbandonare il testo dei codici»; doch nicht nur gebraucht Isaios in den anderen Reden stets ἡ ἐμῇ [und dies 4× in der selben Wortverbindung mit μήτηρ], sondern die zurückgewonnene kurze Silbe durchbricht auch die monotone Folge von sechs langen Silben auf -η-. S. 187 zu 27,2: Mit Verweis auf Bekker, Schömann und Baiter-Sauppe wird καταπέπληκτο dem von den übrigen Herausgebern hergestellten κατεπέπληκτο vorgezogen; nun ist aber gerade Letzteres beim Isaioschüler Demosthenes bezeugt [*Phil.* 3,61]. S. 202 zu 37,5: ὅποτε ὁ πάππος ἐτελεύτησεν wird als umgangssprachlich verteidigt und der Konjunktion ὅποτε kausale Kraft bescheinigt, was zu folgender Übersetzung des ganzen Passus führt: «Sapendo che avrei cercato di impossessarmi di tutta l'eredità, come mi spettava, *alla morte del nonno* non mi impedì di andare a trovarlo e prendermene cura e trattenermi accanto a lui ...» [kursiv von O.P.]; Totenwache bei den Griechen?). Diese Unzulänglichkeiten in einem nunmehr eng der Philologie verhafteten Bereich hatten sich schon aufgrund verschiedener Mängel bei der Textkonstitution (richtig akzentuiertes καταλελοιπώς wird zu -πώς «verbessert» [23,6] und im krit. App. anonym vermerkt; Akzentfehler bei ὁ ἄνδρες [7,1] und οὕτω [27,1]; Ausfall der Silbe -φο- bei μισθοροῦντα [35,5]) und des fehlerhaften Lateins im kritischen Apparat abgezeichnet (2,2 «commam [!] add. Bekker» [schon das Wort ist falsch

gewählt]; 15,2 «ex syllabe»; 35,5 «postulat Bekker, *secutus a Baiter*»; mehrmals die Abkürzung «conie.» für «coni.» und die Ortsangabe «supra versum» anstatt «supra lineam»). Klammert man den (kurzen) Textbereich aus, liegt dennoch eine interessante und graphisch gelungene Ausgabe zu Isaïos' Rede über den Erbschaftsstreit um Kiron's Vermögen vor, deren Heranziehung bei der Beschäftigung mit diesem Thema lohnend ist, insbesondere was die soziokulturellen Hintergrundinformationen und die Ausführungen zum attischen Gerichtsjargon anbelangt.

Orlando Poltera

Ivana Petrovic: Von den Toren des Hades zu den Hallen des Olymp. Artemiskult bei Theokrit und Kallimachos. Leiden/Boston 2007. 317 S.

Petrovic legt mit der überarbeiteten Fassung ihrer Dissertation einen ausgesprochen ergiebigen Beitrag zur Erforschung der zeitgenössischen Religion in den Werken der hellenistischen Dichter Theokrit und Kallimachos vor. Die Autorin hat ein klar positioniertes Ziel: die Bedeutung des Artemiskultes in der hellenistischen Zeit anhand dessen poetischer Ausprägungen zu prüfen. Nach einer Analyse des zweiten Idylls von Theokrit befasst sich Petrovic mit den textuellen Hinweisen auf die Rolle der Artemis als Göttin der Magie (1–56) sowie mit der im Gedicht geschilderten Artemisprozession, die höchstwahrscheinlich auf der Insel Kos anzusetzen ist (57–113). Die Ansicht, dass die kallimacheischen Hymnen nur als Leseprodukte zu betrachten seien, wird erfolgreich mit dem Argument widerlegt, dass göttliche Epiphanien als wesentliches Merkmal sowohl dieser Hymnen bzw. der Lokalhistoriographie als auch der hellenistischen Kultfeste galten (114–181). Den zweiten Schwerpunkt des kallimacheischen Teils der Abhandlung bildet die These, der *Artemishymnos* sei insgesamt als Aition für die kultische Funktion der Göttin als Schirmherrin von Städten zu werten (182–247). In einer Appendix wird die Bezugnahme auf die Amnisiden genannten Nymphen in demselben *Hymnos* des Kallimachos als Verweis auf den kretischen Kult der Artemis Eileithyia gedeutet (249–264). Das Verdienst dieser Untersuchung ist, dass sie auf Basis einer genauen Konsultation ausgewählter hellenistischer Texte überzeugend aufzeigt, dass in den Werken der beiden hellenistischen Dichter ein neues, bis dahin in der Tradition nicht belegtes Bild der Artemis eingeführt wird und dass die damit verbundenen poetischen Darstellungen der Artemis als Zauber- und Stadtgöttin von der aktuellen Kultpraxis im Hellenismus stark beeinflusst worden sind.

Marios Skempis

Charles Munier: Justin: Apologie pour les chrétiens. Introduction, texte critique, traduction et notes par Charles Munier. Sources Chrétiennes 507. Les Editions du Cerf, Paris, 2006. 391 S.

«Quand nous affirmons que l'univers reçoit de Dieu son ordonnance et son existence, on voudra bien admettre que nous enseignons la doctrine de Platon» (I, 20,4). Le ton est donné par cet apologiste chrétien qui professe sa foi sous le manteau du philosophe. Ecrite en 153 ou peu après, l'*Apologie* n'offre que l'illusion de se diluer en deux écrits: dans les vues de son auteur lui-même, elle forme une œuvre unique. C'est une requête personnelle que Justin rédige à Rome à l'intention de l'empereur Antonin le Pieux et de ses fils adoptifs et qu'il dépose au bureau impérial des rescrits, dans l'espoir que le pouvoir impérial tolère le christianisme et mette fin aux persécutions envers les chrétiens. Né de condition libre en un milieu païen à Flavia Neapolis, l'actuelle Naplouse, dans la province de Syrie-Palestine, le converti à la religion nouvelle s'inspire de l'apologétique judéo-hellénistique pour élever le christianisme au rang de philosophie véritable et pour étayer sa théorie des emprunts de Platon et du Portique à Moïse, «car Moïse est plus ancien que tous les écrivains grecs» (I, 44,8). Doctrine chrétienne et pensée antique se rejoignent autour des grands thèmes de la spiritualité: immortalité de l'âme et rétribution dans l'au-delà (I, 8,4; 20,4; 44,8–10), création (I, 59), triade (I, 60,5–6) et providence divines (I, 28,4; 44,9; 44,11; II, 9,1). Notre auteur, qui ne ménage pas ses critiques contre les croyances païennes, se distingue par une attitude intellectuelle de pionnier: il est le premier écrivain chrétien à recourir à la notion de «Logos séminal» pour nouer le dialogue avec la pensée de son temps. – Le très beau volume, fruit d'un savoir riche et d'une méthode sûre, jette un éclairage passionnant sur la diffusion du christianisme dans la Rome du II^e s. et sur la rencontre entre christianisme et philosophie dans l'Antiquité.

Philippe Bruggisser

Marcelle Laplace: Le roman d'Achille Tatios. «Discours panégyrique» et imaginaire romanesque.

Herausgegeben von Margarethe Billerbeck und Bruce Karl Braswell. Sapheneia. Beiträge zur Klassischen Philologie 12. Peter Lang, Bern 2007. XVI, 797 S.

Longtemps négligés pour leur caractère «trivial», les romans antiques jouissent depuis les dernières décennies du XX^e siècle d'une attention nouvelle de la part des philologues. L'étude approfondie de ces textes nous a révélé des produits littéraires d'une érudition insoupçonnée, écrits par des auteurs rompus à l'usage efficace des moyens de la rhétorique et parfaitement conscients des discussions littéraires qui ont cours à leur époque. Achille Tatios en est l'illustration parfaite, et le livre de Marcelle Laplace est là pour nous le rappeler avec insistance. Ce que L. nous présente sur quelques 800 pages ressemble fort à une sorte de «somme» de ses travaux sur cet auteur de la fin du II^e s. ap. J.-C.: c'est l'aboutissement de presque trois décennies vouées principalement à l'étude du roman antique et en particulier de *Leucippe et Clitophon*. Les préliminaires (p. 1–19) donnent tout de suite le ton: L. abordera ce roman fort populaire dans l'antiquité tardive sous une multitude d'angles qui, tel un puzzle, s'imbriqueront pour former un tableau complet. Dans l'introduction (p. 21–57), on découvre un auteur très impliqué dans la discussion contemporaine sur l'art du discours; son roman présente tous les traits d'un discours panégyrique selon les normes platoniciennes. Le corps de l'étude de L. s'articule en sept grands ensembles partant de l'analyse du cadre spatio-temporel du roman pour aboutir à celle de sa structure dramatique en passant par les thématiques et l'esthétique panégyriques ainsi que la transformation de fables et récits platoniciens. Malgré la somme impressionnante d'informations, la lecture de cette étude reste agréable tout en sollicitant l'attention constante du lecteur. Y contribue notamment le fait que les nombreuses citations de sources antiques font partie intégrante du texte (en traduction, bien sûr) et que les mots-clé sont rajoutés en grec. De même, la discussion de problèmes textuels (qui existent toujours!) est confiée aux notes (ex. gr. p. 89⁷¹; L. propose même une solution inédite) et ne gêne en rien le développement des idées principales. L'essentiel de l'étude de L. réside, on l'aura compris, dans l'analyse de la forme littéraire et du miroitement subtil de la tradition classique au travers des théories de l'art du discours qui remontent, dans leur substance, à Aristote et, de façon plus particulière encore, à Platon. Après la lecture du livre de L., on n'abordera plus Achille Tatios de la même manière.

Orlando Poltera

Margarethe Billerbeck: Stephani Byzantii Ethnica. Recensuit Germanice vertit indicibus instruxit

Margarethe Billerbeck. Volumen 1. Alpha–Gamma. Adiuvantibus Jan Felix Gaertner, Beatrice Wyss, Christian Zubler. Corpus Fontium Historiae Byzantinae/Consilio societatis internationalis studiis Byzantinis provehendis destinatae editum. Series Berolinensis 43/1. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2006. X, 505 S.

Die neue Ausgabe der *Ethnika* des Stephanos von Byzanz, deren ersten Band Margarethe Billerbeck (B.) mit ihrem Team vorgelegt hat, ist ein Meilenstein der altertumswissenschaftlichen Forschung. Der als Person kaum fassbare Grammatiker Stephanos hat sein geographisches Lexikon wohl unter Justinian I. (527–565) verfasst. Das Werk, dessen ursprünglicher Umfang auf etwa 50–55 Bücher geschätzt wird, ist zum allergrössten Teil nur als Epitome überliefert und dennoch unentbehrlich für verschiedenste Forschungszweige der Altertumswissenschaft und Byzantinistik. Noch in seiner gekürzten Form vermittelt es nicht nur eine Fülle von Informationen zur antiken Siedlungsgeschichte, die mit historischen Exkursen, Gründungslegenden und sprachlichen Beobachtungen angereichert sind, sondern enthält auch zahllose Zitate aus ansonsten verlorenen Werken der antiken Literatur. Stephanos musste bisher in der 1849 erschienenen Ausgabe von August Meineke konsultiert werden (Nachdrucke 1958 und 1992). E. Honigmann urteilte in seinem grundlegenden RE-Artikel zu Stephanos (RE IIIA.2, 1929, 2369–2399), trotz Meineke bleibe «eine wirklich kritische Ausgabe mit brauchbarem Kommentar ein dringendes Erfordernis» (2397). Dieses alte Desiderat hat B. nun in brillanter Form erfüllt. In der neuen Ausgabe kulminiert eine lange Forschungsgeschichte: Erste Entwürfe für eine Neuedition gehen auf Felix Jacoby zurück, für dessen *Fragmente der griechischen Historiker* Stephanos eine der wichtigsten Quellen darstellte. Das von Jacoby in den zwanziger Jahren zusammengetragene und seither kontinuierlich gewachsene Material ging durch verschiedene Hände, bis B., die seit 1971 an dem Projekt mitarbeitet, 1982 dessen Leitung übernahm (V–VIII, 44*f.).

Da die Buchstaben A–Γ in etwas ausführlicheren Exzerpten vorliegen und Alpha besonders viele Stichworte umfasst, bietet Band I bereits fast ein Drittel des Gesamtumfangs der Epitome. In den Prolegomena stellt B. ferner die Überlieferung der Epitome, ihre Rezeptions- und Editions-geschichte seit der Renaissance sowie die Prinzipien der neuen Edition dar. Diese beruht erstmals auf einer umfassenden Auswertung der Handschriften, wobei B. im Gegensatz zur älteren Forschung nicht auf eine Rekonstruktion der ursprünglichen *Ethnika* abzielt, sondern sich strikt auf eine Ausgabe der Epitome beschränkt (46*). Aufgrund dieser richtigen Entscheidung für ein klar definiertes Ziel vermeidet B. weitreichende Eingriffe in die Überlieferung und legt einen methodisch abgesicherten Text vor. Neben dem textkritischen bietet B. einen Similienapparat, der die Quellen des Stephanos und die Benutzung der *Ethnika* durch spätere Autoren erschliesst und über die Rezeptionsgeschichte hinaus wertvolle Bausteine für Textkritik und Kommentierung liefert. Die Stichworte sind erstmals innerhalb der einzelnen Buchstaben durchnummeriert; die beigefügte Seiten- und Zeilenzählung Meinekes erlaubt es zugleich, die daran orientierten Stellenangaben in der Forschungsliteratur der letzten 150 Jahre aufzufinden. Die zahlreichen Zitate antiker Autoren sind durch Stellenangaben identifiziert, im Fall von verlorenen Werken durch Hinweise auf die massgeblichen Fragmentensammlungen. Neben der eigentlichen Textedition stellt diese Fülle von Zusatzinformationen einen enormen Fortschritt gegenüber Meineke dar. Überdies steht dem griechischen Text eine genaue und gut lesbare deutsche Übersetzung gegenüber, überhaupt die erste Übersetzung der *Ethnika* in eine moderne Fremdsprache. In der deutschen Version füllen durch Klammern gekennzeichnete Zusätze die zahlreichen Ellipsen, die teils der lexikographischen Knappheit des Autors selbst, teils auch der Epitome geschuldet sind und die Lektüre des spröden Textes im griechischen Original erschweren. Die «selektiven und bewusst knapp gehaltenen» (49*) Anmerkungen, die in Form eines weiteren Apparates unter der Übersetzung stehen, sind so gezielt und häufig auch umfangreich, dass sie in Verbindung mit dem Similienapparat zumindest den Kern eines Kommentars liefern. B. selbst bewegt sich dabei vorwiegend in der literarischen Überlieferung; für die Siedlungsgeschichte verweist sie, wo immer dies möglich ist, auf zwei zentrale Handbücher, die die Forschung auf aktuellem Stand zusammenfassen: G. M. Cohen, *The Hellenistic Settlements in Europe, the Islands, and Asia Minor* (1995) und besonders M. H. Hansen/Th. H. Nielsen, *An Inventory of Archaic and Classical Poleis* (2004). Darin sind allerdings zahlreiche Poleis nicht erfasst, die erst seit nachklassischer Zeit bezeugt und keine Gründungen der hellenistischen Könige sind. Aber auch in solchen Fällen gibt B. eine beeindruckende Fülle von Hinweisen, obwohl sie mit Recht betont, dass ein systematischer Vergleich mit den Ergebnissen der Archäologie und Epigraphik nicht die Aufgabe der Textedition sein könne (VI, 46*). Dennoch ist Louis Robert nicht zufällig der erste moderne Wissenschaftler, den B. namentlich nennt, freilich vor allem als Protagonist derer, die den Grammatiker Stephanos mit der dokumentarischen Überlieferung konfrontieren und ihm angesichts zahlreicher Diskrepanzen und Missverständnisse einen Mangel an geographischem Wissen und unreflektiertes Kompilieren vorwerfen. Diese Kritik, so B. (V), «ist vom Standpunkt des heutigen Feldforschers begreiflich; dem Werk des Stephanos wird sie aber nicht gerecht. Denn allzu leicht geht hier vergessen, dass unsere Kenntnis der antiken Welt nicht bloss auf den materiellen Zeugnissen aus Stein und Metall, sondern zu einem noch grösseren Teil auf literarischen Nachrichten beruht.»

Sofern jedoch zu einzelnen Städten neuere Inschriftencorpora existieren, wären entsprechende Hinweise ohne grossen Aufwand möglich und wünschenswert, so etwa zu Alexandria Troas (α 200, 17–20) M. Riel, IK 53, 1997; zum karischen Aphrodisias (α 558, 5) jetzt J. Reynolds/Ch. Roueché/G. Bodard, *Inscriptions of Aphrodisias* (2007), <http://insaph.kcl.ac.uk/iaph2007> mit den Hinweisen auf die früher gedruckten Publikationen; oder zu einer so wenig bekannten Stadt wie Arykanda in Lykien (α 465) S. Iahin, IK 48 (1994). Solche Corpora enthalten häufig auch Bibliographien, Sammlungen literarischer Testimonien oder historische Einführungen, die zum besseren Verständnis der *Ethnika* beitragen. Sporadisch sind Ergänzungen im Detail zu verzeichnen: Anm. 92 zu γ 100 etwa ist missverständlich; die zitierte Inschrift bestätigt gerade die von Stephanos notierte Paarung Γορδίου τεῖχος – Γορδιοτεῖχης. Zum Gründungsmythos von Halikarnassos (α 206) eröffnet ein spektakulärer Neufund neue Perspektiven: S. Isager/P. Pedersen (Hg.), *The Salmakis Inscription and Hellenistic Halikarnassos* (2004). In Anm. 71 zu dem bemerkenswerten Epigramm, das Stephanos in α 47 zitiert,

fehlt der zentrale Aufsatz, in dem Robert zeigt, dass die übliche und auch von B. ohne Angabe einer Alternative übernommene Lesart ὄνκεν ὄν in ὄνκεν ὄν zu ändern ist (JSav 1983, 241–258 = ders., *Choix d'écrits*, 2007, 519–531). Solche Beispiele zeigen, dass auch eine selektive Berücksichtigung der Epigraphik die Kommentierung abrunden und gelegentlich sogar unverzichtbare Bausteine zur Textkritik liefern kann. Bei der oben zitierten Gegenüberstellung von dokumentarischen und literarischen Quellen wird man B. jedoch ohnehin nicht beim Wort nehmen. Der von ihr prominent genannte Louis Robert steht im Gegenteil für eine umfassende Integration unterschiedlicher Materialien und Methoden, die gerade seine wiederholte und fruchtbare Beschäftigung mit Stephanos auszeichnet; und B. selbst beweist in ihren Kommentaren einen beeindruckend breiten Horizont. Ihre Edition ist im übrigen die beste Würdigung des Stephanos, denn sie eröffnet einen ganz neuen Zugang zu den *Ethnika* und unterstreicht, dass der Grammatiker trotz aller Mängel, die man ihm ankreidet, in erster Linie für die auch noch in der Epitome erkennbare Breite und Akribie seiner Kompilation Respekt verdient (eine ausgewogene Beurteilung seiner Leistung bereits bei Honigmann, a. O. 2389–2392).

Noch 2008 soll ein Buch von P. M. Fraser über *Greek Ethnic Terminology* erscheinen; diese letzte Monographie Frasers, die S. Hornblower aus dem Nachlass herausgibt, beschäftigt sich intensiv mit Stephanos und seinen Quellen und wird die Neuedition in willkommener Weise flankieren. Auf deren Fortsetzung wartet man mit Spannung; für Band II kündigt B. eine Einleitung über das kulturelle Umfeld und die Arbeitsweise des Stephanos sowie über das Verhältnis der Epitome zum ursprünglichen Text an, für Band III eine sprachliche Analyse. Der IV. und letzte Band wird mit Indices ausgestattet sein. An dieser Stelle gilt es jedoch vor allem, die Herausgeberin für den jetzt erschienenen I. Band zu beglückwünschen. Der lange Atem, den sie in diesem Langzeitprojekt bewiesen hat, und die exzellente Qualität der Ergebnisse sind bewundernswert. Anerkennung verdienen auch die vielen Mitarbeiter, die über die Jahre an dem Projekt beteiligt waren, der Schweizerische Nationalfonds, der das Unternehmen seit 1999 fördert, sowie der Verlag, der ein kompliziertes Buch mit Sorgfalt und in ansprechender Form gedruckt hat.

Christof Schuler

M. Vetta/C. Catennaci (a c. di): **I luoghi e la poesia nella Grecia antica. Atti del Convegno Università «G. d'Annunzio» di Chieti-Pescara, 20–22 aprile 2004.** Con la collaborazione di Marialuigia Di Marzio, Luana Quattrocchi, Simona Santoro. Collana del Dipartimento di Scienze dell'Antichità, Sezione filologica 4. Edizioni dell'Orso, Alessandria 2006. XII, 408 S.

Im Zuge der Arbeiten zu «Gedächtnisorten» («lieux de mémoire») in der Nachfolge von P. Noras monumentalem Werk (3 Bde., Paris 1984, 1986, 1992; in Noras Nachfolge stellen sich E. Stein-Hölkeskamp und K.-J. Hölkeskamp [Hg.], *Erinnerungsorte der Antike: Die römische Welt* (München 2006); ein Band zu den Erinnerungsorten Griechenlands ist in Vorbereitung), erleben auch Arbeiten zu Orten der Literatur eine Blüte (vgl. W. Frick, *Orte der Literatur*, Göttingen ²2003). Dabei hatte gerade in der Gräzistik die Frage nach den Orten der Produktion und Performance von Texten insbesondere in archaischer und klassischer Zeit immer schon – jedenfalls seit den Arbeiten von B. Gentili und seiner Schule – das wissenschaftliche Interesse geweckt. In dieser doppelten Tradition, der des Gedächtnisortes und des Ortes der Performance, steht dieser Sammelband, wobei besonderes Augenmerk darauf gerichtet wird, wie in den literarischen Texten ein poetischer Raum entsteht (zum poetischen Raum vgl. z. B. A. Ritter [Hg.], *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*, Darmstadt 1975). Die zahlreichen Beiträge, auf die im Einzelnen in dieser Rez. nicht eingegangen werden kann, verdeutlichen eindrucksvoll, dass es an der Zeit wäre, der Frage nach der Schaffung von poetischen Räumen in der Imagination, nach dem Zusammenspiel von imaginärem und realem Raum und der Bedeutung der Räume, der Orte der Performance für die Konstitution des poetischen Textes systematisch nachzugehen. Der vorliegende Band legt dafür eine wichtige Basis.

Bernhard Zimmermann

R.H. Sternberg: *Tragedy offstage. Suffering and sympathy in ancient Athens*. University of Texas Press, Austin 2006. XII, 238 S.

S. widmet sich in ihrer Untersuchung nicht, wie der Titel zunächst vermuten lassen könnte, der griechischen Tragödie des 5. Jahrhunderts v.Chr.; vielmehr verwendet sie den Terminus technicus des Theaterwesens metaphorisch, um die Tragödien des Lebens zu beschreiben, die hinter der Bühne, den Blicken der Zuschauer entzogen, ablaufen. Sie legt eine in der Nachfolge K.J. Dovers (*Greek popular morality*, Oxford 1974) stehende mentalitätsgeschichtliche Untersuchung vor, in der die Begriffe Mitleid (οἶκτος, ἔλεος), Menschlichkeit (φιλανθρωπία) sowie Einfühlungsvermögen (englisch «empathy», ein griechisches Wort dafür gibt es nicht, vgl. S. 12) die Leitlinie vorgeben. Die Texte, die S. ihren Analysen zugrunde legt, entstammen der Rhetorik und Geschichtsschreibung: in Kap. 1 Isokrates' *Aiginetikos*, in dem der Redner schildert, wie er einen kranken Freund sechs Monate gepflegt habe; Kap. 2 [Demosthenes], *Gegen Nikostratos*: Die Gefühle von Nikostratos werden geschildert, mit denen er auf das Schicksal eines Nachbarn reagiert, der in Sklaverei geriet und wieder freigekauft wurde; Kap. 3 Demosthenes, *Gegen Konon*, wird unter dem Aspekt der Strassenkriminalität behandelt – der Sprecher wird auf offener Strasse niedergeschlagen –, wie reagieren die Passanten darauf (eine durchaus aktuelle Frage)?; Kap. 4 Thukydides, Buch 7; Xenophon, *Anabasis*: das Schicksal verwundeter Soldaten; Kap. 5 rhetorische Texte (Liste S. 148), die auf das juristische Verfahren der Folter von Sklaven vor Gericht eingehen. S. versucht, aus einem «close reading» der o.a. Erzählungen Rückschlüsse auf die Einstellung der «normalen» Athener auf Leid(en) zu ziehen. Methodisch müssen allerdings Vorbehalte geltend gemacht werden: All die Texte, mit Ausnahme der historiographischen, entstammen einer rhetorischen Inszenierung vor einem Publikum, sind also ähnlich zu betrachten wie Dichtung, insbesondere Tragödien, die nach Gorgias *Helena* – von S. nicht berücksichtigt – uns in Bann schlagen und zu Emotionen wie Schauer voller Angst, Mitleid unter Tränen und Verlangen, das an Leid sich erfreut, hinreissen, obwohl es nicht um uns oder unsere Angehörigen geht, sondern um völlig fremde Personen (*Hel.* 9). Insofern leitet der Titel von S.s Arbeit doch nicht in die Irre, geht es doch darum, aus literarischen Texten, aus ihrer Appellstruktur, Rückschlüsse auf das intendierte Publikum und dessen erwartbare Reaktion zu ziehen. S. tut dies in ihren Detailinterpretationen behutsam, ohne den Bogen allzu weit zur Spekulation hin zu überspannen. Nützlich wäre allerdings gewesen, die Methoden und Ergebnisse der modernen Narratologie stärker zu berücksichtigen, um die Appellstruktur der Texte deutlicher zu machen.

Bernhard Zimmermann

N. Stanchi: *La presenza assente. L'attesa del personaggio fuori scena nella tragedia greca*. Università degli Studi di Milano: Il Filarete. Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia 247. Edizioni Universitarie di Lettere Economia Diritto, Mailand 2007. 342 S.

Eine Grundstruktur griechischer Dichtung ist seit ihrem Beginn, seit Homers *Odyssee*, das besorgte Warten auf einen Heimkehrer, das in der *Odyssee* aus der Perspektive der Frau des Protagonisten, Penelope, des Sohnes Telemachos und des alten Laertes und in der Nekyia aus der Perspektive von Odysseus' Mutter, aber auch indirekt aus der Sicht der Freier geschildert wird. In der *Odyssee* ist Odysseus, obwohl er erst im 5. Buch selbst in Erscheinung tritt, ständig präsent. In den Erwartungen, die die Zurückgebliebenen mit ihm und seiner erhofften Heimkehr verbinden, wird ein Bild des Heimkehrers erschaffen, das der Rezipient dann mit der Person, nachdem sie in die Handlung eingreift, vergleichend in Verbindung setzen kann. S. hat diese poetische Grundstruktur schön in das Oxymoron «presenza assente» gefasst: Obwohl eine Person abwesend ist, ist sie ständig im Denken der Wartenden präsent und bestimmt in dieser «Anwesenheit in der Abwesenheit» nicht nur das Denken und die Gefühle, sondern auch die Handlungen der Wartenden.

Dass die griechische Tragödie ohnehin vieles Homer verdankt, wird seit der Antike gesehen. Das Aischylos zugeschriebene Apophthegma, seine Stücke seien blosse «Schnitten von den grossen Mahlzeiten Homers», oder Sophokles' Bezeichnung als «tragischer Homer» unterstreichen nachdrücklich die Homer-Rezeption durch die Tragiker. Es wurde, wie ein Blick in die einschlägigen Kommentare belegt, immer schon gesehen, dass die Struktur des Wartens auf die Rückkehr eines Abwesenden, die vielen Tragödien zugrunde liegt, aber auch in der Chorlyrik nachweisbar ist (vgl. Bakchylides 18), als strukturelle Homer-Rezeption zu verstehen ist; es wurde jedoch bisher noch keine Untersuchung

vorgelegt, die sich diesem Phänomen der Auseinandersetzung der Tragiker mit Homer widmet. Dies tut St., indem sie den Aspekt der Homer-Rezeption mehr oder weniger ausblendet und die erhaltenen Stücke der drei Tragiker, die dieses Schema, diese σύστασις τῶν πραγμάτων, aufweisen, einer systematischen Analyse unterzieht. Sie entwickelt drei Spielformen des Grundschemas: Warten auf den Heimkehrer (Aischylos, *Perser* und *Agamemnon*; Sophokles, *Trachinierinnen*), Warten auf den Verfolger (Aischylos, *Hiketiden*; Euripides, *Herakliden*) und Warten auf den Retter (Euripides, *Andromache*, *Herakles*; Sophokles, *Elektra*). Wenn man als Grundmuster die σύστασις τῶν πραγμάτων der *Odyssee* zugrunde legt, fällt die zweite Gruppe aus dem Rahmen, da sie nicht die Perspektive der sehnsüchtig Wartenden, sondern die der ängstlich Erwartenden, also der Freier, vorgibt. Dies gilt in gewisser Weise auch für Klytaimestra im aischyleischen *Agamemnon*, in der die Penelope-Perspektive, die Klytaimestra vor Agamemnon trügerisch annimmt, von der Freier-Perspektive unterlaufen wird. Zu fragen wäre auch, wie die aischyleischen *Choephoren* und die euripideische *Elektra* in dieses Schema passen – natürlich steht das Warten Elektras in beiden Stücken nicht im Zentrum wie in der sophokleischen *Elektra* –, aber der *Orest* des Euripides gehört zweifelsohne mit der Erwartung des heimkehrenden Menelaos, auf dem die Hoffnungen der Geschwister ruhen, zur zweiten Gruppe. Alles in allem legt S. jedoch, auch wenn man die erwähnten Punkte vermisst, eine äusserst gelungene und anregende Studie zur griechischen Tragödie vor.

Bernhard Zimmermann

W. S. Barrett: Greek Lyric, Tragedy, and Textual Criticism. Collected Papers. Assembled and edited by M. L. West, Oxford University Press, Oxford 2007. XII, 515 S.

Nach Spencer Barretts Tod (2001) fand sich in seinem Nachlass eine Reihe druckreifer Arbeiten. Martin West hat sie in diesem Band – zusammen mit Barretts kleineren Veröffentlichungen – gesammelt und herausgegeben. In einem Vorwort (V–VIII) erläutert er den Charakter der Vorlagen und die Richtlinien seiner Herausgebertätigkeit. Es handelt sich in der Hauptsache um textkritische Studien zu Stesichoros, Pindar, Bakchylides und zur griechischen Tragödie. Sie lassen sich nach den folgenden Gruppen vorstellen:

Zunächst die bereits bekannten und hier nachgedruckten Aufsätze: Nr. 6 zu Pi. *O.* 12 (v.a. zu Datierung und historischem Hintergrund) aus *JHS* 93 (1973); Nr. 7 zu Pi. *O.* 13 und *SLG* 339–340 (zu Identifizierung und Datierung der genannten Siege) aus *Dionysiaca* (Festschrift Page, 1978); Nr. 13 zu B. fr. 4 Sn.-M. (zum Kult des Apollon Pythaios) aus *Hermes* 82 (1954); Nr. 14 «Dactyloepitrites in Bacchylides» aus *Hermes* 84 (1956); Nr. 21 «The Epitome of Euripides' *Phoinissai*» aus *CQ* 15 (1965).

Unter den neuen Veröffentlichungen fallen sogleich die papyrologisch-textkritischen Beiträge ins Auge: Nr. 1 und 2 zu Stesichoros, *Geryoneis*; Nr. 9 zu B. 3,63–77; Nr. 10 zu B. 10,11–35; Nr. 11 zu B. 13 (Text und erschöpfender papyrologisch-textkritischer Kommentar zum ganzen Gedicht); Nr. 12 zu B. 18,52–53; Nr. 17 zu *P.Oxy.* 2180 (S. *OT*); Nr. 22 «The Epitome of Euripides' *Auge*».

Fragen der Textkritik und der Überlieferungsgeschichte gelten die folgenden Aufsätze: Nr. 15 zum Schluss der *Septem* (den Barrett für unecht hält – aber nicht aufgrund der von Dawe in der Festschrift Page vorgetragenen Argumente; sie werden hier widerlegt), dazu Nr. 16 «A Detail of Tragic Usage: the Application to Persons of Verbal Nouns in *-ma*»; Nr. 19 eine bisher ungedruckte Besprechung von Turyns *The Byzantine Manuscript Tradition of the Tragedies of Euripides*; Nr. 20 «A Note on the Jerusalem Palimpsest of Euripides»; ferner Nr. 23 «Shorter Notes» (zu folgenden Stellen: 1. Pi. *N.* 4,23; 2. A. *Ch.* 973–1006; 3. S. *Ant.* 411f.; 4. E. *Alc.* 208 = *Hec.* 412; 5. E. *Hec.* 599–602; 6. E. *El.* 1185–1189, 1201–1205; 7. E. *IT* 28–41; 8. E. *Hel.* 335–337; 9. E. *Hel.* 352–353; 10. E. *Hel.* 898–899; 11. E. *Cyc.* 290–295, 318–319; 12. E. fr. 515 K.; 13. E. fr. 804 K.; 14. Th. 7,68,1; 15. Men. *Dysc.* 923–925; 16. Sen. *HF* 1–21; 17. Sen. *Med.* 652–669; Sen. *nat. quaest.* 3,29,7).

Auch die beiden Pindar-Aufsätze Nr. 3 (zu *O.* 4 und 5) und Nr. 4 (zu *O.* 10 und 11) bringen Ergebnisse für die Textherstellung, widmen sich aber in erster Linie der Datierung und dem historischen Hintergrund der Gedichte (wie Nr. 6 aus *JHS* 93 zu Pi. *O.* 12). *O.* 5 hält Barrett für unecht. Unter Nr. 5 der Entwurf eines Kommentars zu Pi. *O.* 10,64–70.

Hervorzuheben sind – neben Nr. 11 zu B. 13 – zwei umfangreiche und bedeutende metrische Studien. Nr. 8 «Two Studies in Pindaric Metre» (S. 118–206) behandelt «Short anacp in dactylo-

epitrites» und «Short vowels at verse-end» – mit reichem Gewinn für den Pindartext. Nr. 18 «Lyric-and-iambic Duets in Euripides» (S. 386–419) legt den Grund zu einer Formgrammatik solcher Szenen. Wiederum profitiert der Text – und auch die Interpretation: In ebenso knappen wie eindrucksvollen Deutungen ist es Barrett gelungen, das Nebeneinander von Sing- und Sprechversen als Wechselspiel je bestimmter Ausdruckswerte hörbar werden zu lassen.

Von der Fülle der Einzelergebnisse, die hier auf fünfhundert Seiten erreicht werden, kann diese Anzeige keinen Begriff geben. Für das ernsthafte Studium griechischer Dichtung sind Barretts *Collected Papers* unverzichtbar.

Arnd Kerkhecker

B. Gentili: Lo spettacolo nel mondo antico. Teatro greco e teatro romano arcaico. Nuova edizione riveduta e aggiornata. Biblioteca teatrale 141. Bulzoni, Rom 2006. 128 S.

Der vorliegende Band ist die 2., erweiterte und bibliographisch aktualisierte Auflage eines 1977 auf italienisch und 1979 in englischer Übersetzung (*Theatrical performances in the ancient world*, Amsterdam Uithoorn) erschienenen Werks. Neu im Vergleich zur 1. Auflage und zur englischen Version ist das 1. Kapitel, das zwei in der Zeitschrift *Dioniso* (44, 1983 und 50, 1984/85) erschienene Artikel zusammenfasst. Wenn man die Überschrift des 1. Kapitels liest – «Il fenomeno tragico nella Grecia antica» –, wird man als deutschsprachiger Leser zunächst in die Irre geführt: Es geht nicht um das Tragische oder Konzeptionen des Tragischen, vielmehr um Strukturen der griechischen Tragödie und um die Kommunikationssituation, in die Tragödienaufführungen eingebunden sind, und um die psychagogische Funktion der Dramenaufführung, um die Interaktion von Publikum und dramatischem Text im performativen Rahmen. G. widmet sich unter besonderer Berücksichtigung der entsprechenden Passagen der aristotelischen *Poetik* den Strukturen, der *σύστασις τῶν πραγμάτων* der Stücke unter dem Gesichtspunkt der Performance. Indem G., wie dies inzwischen in der Strukturanalyse von Komödie und Tragödie glücklicherweise üblich ist, die einzelnen «Bauteile» aus der Aufführungssituation heraus erklärt und insbesondere der Tatsache Rechnung trägt, dass das Drama nach dem Verständnis des 5. Jahrhunderts v. Chr. eine chorische Gattung war – die offizielle Terminologie *χορὸν αἰτεῖσθαι* («einen Chor für sich verlangen») für den Dichter, der das Aufführungsrecht beantragt, und *χορὸν διδόναι* («einen Chor gewähren»), die Vergabe des Aufführungsrechts durch den Archon eponymos, unterstreichen dies nachdrücklich –, gelingt ihm eine Strukturanalyse, die der Performance und dem Zusammenhang der beiden Spielräume, Bühne und Orchestra, gerecht wird. Integriert ist eine kleine Entwicklungsgeschichte des griechischen Dramas aus ursprünglich chorischen zu dramatischen Formen.

Die restlichen drei Kapitel befassen sich mit der Übernahme des griechischen Dramas durch die Römer im 3. Jahrhundert v. Chr. und dem Theaterbetrieb hellenistischer Zeit unter dem Gesichtspunkt der Akkulturation. Hier wäre es nützlich gewesen, auf die inzwischen ausführlich und kontrovers geführte Diskussion über das Verhältnis der römischen Dramatiker zu den griechischen Vorbildern näher einzugehen; man vermisst im Literaturverzeichnis die einschlägigen Arbeiten von E. Lefèvre und seiner Schule auf der einen Seite und von O. Zwierlein auf der anderen. Interessant ist G.s Annahme, das gesamte römische Theater sei Metatheater (37), «Theater über das Theater», nämlich über das griechische, dessen Kenntnis entweder durch Lektüre oder Theatererfahrung man in Rom im 2. Jahrhundert v. Chr. voraussetzen muss. G.s Annahme erhält Unterstützung durch O. Taplins Untersuchungen zu der Aufführung griechischer Klassiker in der Magna Graecia seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. (Comic Angels, 1992; Pots and Plays, 2007).

Das kleine Büchlein hat alle Vor- und Nachteile, die gemeinhin Kleinen Schriften – und zu dieser Gattung muss man den Band, natürlich in reduzierter Form, rechnen – innewohnen: Man erhält einen Einblick in die zentralen Themen, die die wissenschaftliche Bedeutung G.s ausmachen: die Betonung der Einbeziehung der Performance in die Interpretation griechischer Literatur, die Wichtigkeit metrischer Studien und die Einheit des mediterranen Kulturraums in hellenistischer Zeit. Auf der anderen Seite weist der Band keine inhaltliche Einheit auf, der rote Faden fehlt; doch dies wird dadurch wettgemacht, dass man von der gut geschriebenen Darstellung gefesselt wird und Lust verspürt, die anderen grundlegenden Werke G.s wieder einmal zu studieren.

Bernhard Zimmermann

Victoria Rimell (ed.): **Seeing Tongues, Hearing Scripts: Orality and Representation in the Ancient Novel**. Ancient Narrative Supplementum 7. Barkhuis Publishing, Groningen 2007. XXII, 340 S. Der vorliegende Sammelband widmet sich dem Thema «Mündlichkeit und Schriftlichkeit im antiken Roman». Dabei interessieren primär Wechselwirkungen und Spannungen zwischen diesen beiden Modi sprachlicher Repräsentation. Die Einleitung der Herausgeberin argumentiert, dass der Roman von solchen Spannungen ganz besonders betroffen und daher für das Thema prädestiniert sei. Doch scheint mir das keineswegs so selbstverständlich: der Gedanke geht weder zwanglos aus der mit Bachtin in Anspruch genommenen (literarischen) Hybridität (S. VII) des Genres noch aus seiner allgemeinen Neigung zum Paradox (S. VIII) hervor. Ein ganz kurzer Hinweis auf S. Nimis' «prosaics»-Theorie (S. VII), nach der der antike Roman einen Moment des Übergangs zwischen performativer und schriftlicher Kultur darstellt, ist das einzige, was den Nexus stützt – doch wer sich dieser Theorie nicht verschreiben möchte, wird finden, dass der ganze Diskurs von Mündlichkeit und Schriftlichkeit für viele andere Genres genauso gut geführt werden könnte. Ein weiterer Schwachpunkt der theoretischen Umrahmung sind schwammige kulturgeschichtliche Annahmen (z.B. S. XI: «... various ways of pitting/collapsing modes of representation become loaded articulations of wider world-views ...»), denen die einzelnen Beiträge aber zum Glück in der Mehrzahl nicht folgen. Es finden sich drei Aufsätze zu Apuleius (die zu den stärksten gehören), zwei zu Petron, zwei zu Heliodor und je einer zu Chariton, Xenophon von Ephesos, Achilleus Tatios, der *Historia Apollonii* und dem Themistokles-Briefroman. Von den grossen Romanciers geht nur Longos leer aus. Die Spannung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit wird ganz verschieden interpretiert: Sie wird z.B. in einen epistemologischen Rahmen eingefasst (Chew zur Erkenntnis der Götter bei Heliodor), als narratologisches Phänomen betrachtet (Marinčič zum «mündlichen» Ich-Erzähler bei Achilleus Tatios) oder als generisches Merkmal von Briefen erörtert (Robiano zu Briefen in Chariton; Hodkinson zum Themistokles-Briefroman). Die von Perspektive und Untersuchungsgegenstand abhängigen Ergebnisse lassen sich auch nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen. So ist Schriftlichkeit einmal ein Herrschaftsinstrument mit Monumentcharakter (Rimell zur *Cena Trimalchionis*), ein andermal aber ganz unherrschaftlich Ausdruck der Fluidität eines Textes (S. Panayotakis zum Ende der Redaktion B der *Historia Apollonii*). Am Ende bleiben also Einzelprobleme, welche die Beiträge des Bandes auf je eigene Weise aufzeigen und zu deren Lösung sie teils wertvolle Beobachtungen machen.

Stefan Tilg

Michael Paschalis/Stavros Frangoulidis/Stephen Harrison/Maike Zimmerman (eds): **The Greek and the Roman Novel. Parallel Readings**. Ancient Narrative Supplementum 8. Barkhuis Publishing, Groningen 2007. XX, 307 S.

Die grosse Zahl von Publikationen zum antiken Roman widerspiegelt das in jüngster Zeit stark gestiegene Interesse der Forschung an einem lange Zeit stiefmütterlich behandelten Thema. Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen namhafter Romanspezialisten geht aus der Third Rethymnon International Conference on the Ancient Novel (RICAN 3) hervor und tritt als achter Band zu den Supplementbänden der Reihe *Ancient Narrative* hinzu.

Ziel des Buches ist es, die in der älteren Forschung postulierte künstliche Kluft zwischen den «idealen» griechischen und den komisch-realistischen römischen Romanen zu überwinden. Grund für die Neubeurteilung des Verhältnisses zwischen griechischem und römischem Roman sind einerseits neue Papyrusfunde, die zeigen, dass auch griechische Romane komischen Inhalts existierten, andererseits «chronological revisions» (X), welche die Romane beider Sprachen in die annähernd gleiche Zeit datieren.

Das Buch gliedert sich in drei Hauptkapitel: «General», «Petronius and Others», «Apuleius and Others»; wie die Überschriften zeigen, sind die einzelnen Artikel thematisch sehr breit gestreut. Innovative Beiträge enthält insbesondere das letzte Kapitel, da Apuleius' *Metamorphosen* in der Forschung bislang selten in Verbindung mit den griechischen Romanen interpretiert wurden. Am Ende des Buches sind Indices (Index locorum und General Index) sowie kurze Abstracts angefügt, die eine schnelle Übersicht über die einzelnen Beiträge erlauben.

Judith Hindermann

John M. Trappes-Lomax: *Catullus: A Textual Reappraisal*. Classical Press of Wales, Swansea 2007. XI, 315 S.

Es handelt sich hier um eine wertvolle Sammlung von alten und neuen Vorschlägen zur Verbesserung des Catulltextes mit ausführlichen Begründungen. Das Buch ist spannend, stellenweise unterhaltsam geschrieben. Es erfordert die konzentrierte Mitarbeit des Lesers, doch die Mühe lohnt sich. Wenn man bedenkt, dass selbst in «konservativen» Catullaussgaben schätzungsweise 600 bis 700 Konjekturen in den Text aufgenommen sind, wird man ermessen, wie schlecht die Überlieferung ist, und staunen, dass es dem Verf. gelungen ist, so viele vernachlässigte Vermutungen zu finden und selber eine ganze Reihe von guten und sehr guten Vorschlägen beizutragen. Seine Kenntnis der älteren und neueren Literatur, sein Sprachgefühl, seine Vertrautheit mit Paläographie, Prosodie und Metrik und sein kritischer Spürsinn befähigen ihn zu einer brillanten Leistung, die jedem künftigen Herausgeber des Dichters ein Vorbild sein muss.

Sein Basistext ist derjenige von Mynors (*OCT* 1958; 1967), aber er berücksichtigt auch schon die vorzügliche Ausgabe von Ana Perez Vega und Antonio Ramírez de Verger (*Huelva* 2005), deren Text bereits manche seiner Vorschläge enthält.

Die Einführung (S. 1–32) bringt u.a. eine Statistik. Das Buch enthält über 500 Verbesserungsvorschläge (s. die detaillierte Liste, S. 21–32); davon sind rund 30 seit den Ausgaben von Ellis (1873; 1904) mehr oder weniger unbeachtet geblieben und rund 40, wie es scheint, in Vergessenheit geraten. Von den Letzteren stammen nicht weniger als 6 (alle beachtlich, wie mir scheint) von Jacob Maehly (1828–1902), der an der Universität Basel Kollege von Friedrich Nietzsche und Jacob Burckhardt war. Rund 150 Vermutungen trägt der Verf. selber bei.

Einleitend bespricht er einige Faktoren, die für die Paradosis wichtig sind, z.B. Ekthipsis von -s, Prodelision vom Typus *amatust*, Hiat, Elision, Vorkommen der *casus obliqui* von *is*, *ea*, *id* und anderes. Was er (S. 15–16) über Sperrung («sandwiching»), grammatischen Reim und Konsonantenhäufung sagt, ist aufschlussreich. Für ihn ist aber die Vermeidung von Konsonantenhäufung und die Gewinnung von «grösseren Sandwiches» ein erfreuliches Nebenprodukt, nicht das direkte Ziel seiner Eingriffe. Was den Hiat betrifft, so lässt er sich bei Catull offenbar überall durch nicht allzu gewaltsame Eingriffe entfernen. So liest Tr.-L. 3,16 (S. 40) mit Goold *quod miselle passer* für *o miselle passer*, um den Hiat nach *male* zu beseitigen, und *Carm. epigr.* 1512 Bücheler ist tatsächlich eine schlagende Parallele, aber dann muss man *miselle passer* zwischen Kommata setzen, wie mir scheint.

Der Verf. vermutet Interpolationen grösseren Ausmasses im Catulltext und legt S. 10–13 u.ö. sozusagen das Profil oder den Steckbrief des befallenen, aber unbegabten Interpolators vor. Im Ganzen streicht er, wenn ich richtig zähle, rund 75 Verse, vor allem in Nr. 63, 64 und 68, nichts nach Nr. 98. In 13 Fällen (eigentlich sind es 14, denn die Verse 68B, 27–30 wurden schon von W. S. Landor 1842 beanstandet) hat er Vorgänger, z.B. Muretus und Scaliger, aber auch B. Georg, dessen Streichungen im Properztext mir sehr willkürlich vorkommen (s. *Gnomon* 76, 2004, 269–271) und dem ich auch bei Catull kein Vertrauen schenken würde. Merkwürdig ist sicher 67,33–34, wo man S. Maffei (1731–1732) wohl oder übel glauben muss. An über 60 Stellen ist Tr.-L. der erste, der zum Messer greift, meistens ohne Grund, wie ich meine. Für Eindichtungen in diesem Umfang bietet die Paradosis so gut wie keine Handhabe. Die Argumentation stützt sich oft auf subjektive Eindrücke und eine rhetorisch gefärbte Stilkritik, welche den genialen Dichter Catull dem stümperhaften Interpolator gegenüberstellt. In einem Fall (S. 53–54) nennt der Verf. allerdings nicht weniger als acht Gründe, um zwei Verse (10,9–10) zu athetieren, die durch leichte Eingriffe, meine ich, zu retten wären; in einem andern (S. 263–264) produziert er sogar neun Argumente, um 89,3–4 zu tilgen, also fast so viele Argumente wie die dreizehn Worte des Distichons. Zugegeben, so etwas ist virtuos, aber grenzt es nicht an Spielerei?

Es ist unmöglich, hier nur eine Auswahl der m.E. evidenten Textverbesserungen zu geben, die wir direkt oder indirekt Tr.-L. verdanken. Manche Änderungen sind rein orthographischer Art, z.B. *quoi* für *cui*, oder *loedere* für *ludere*, aber wenn man den authentischen Wortlaut herstellen kann, soll man es tun. Ausserdem erklären sich dadurch einige Verderbnisse; so wird 17,1 *loedere* (Scaliger) zu *ledere* in V, normalisiert zu *ludere* in der *ed. Romana* ca. 1475. Doch dann sollte man konsequent bleiben, also z.B. 2,9 auf S. 38 auch *loedere* schreiben.

Beim flüchtigen Zählen ergeben sich, wie mir scheint, rund 150 evidente Verbesserungen, eine stattliche Zahl; davon sind nicht weniger als 25 vom Verf. Andere Leser werden anders urteilen, aber die *communis opinio* wird sich bestimmt auf einen Nucleus einigen, wobei allerdings immer die Gefahr besteht, dass man den Dichter, nicht die Überlieferung korrigiert.

Eine kleine Auswahl: 27,2 *meraciores* (Sabellicus); 34,22 *Romulamque* (D. Fowler ap. Lyne 2002); 42,9 *ringentem* (Tr.-L.); 61,109 *obveniunt* (Maehly); 63,82 *rugienti* (Tr.-L.); 67,12 *vere, etsi id populi vana querela facit* (Heyse + Lee + Thomson). Einige Ergänzungen und Vorschläge: 10,33 lies vielleicht *abibis* (Busche); 16,12 *vos qui* (recc., Pighi); 37,5 *putere* (Bury, bei Ramírez/Perez im Text); 44,21 *fecit* (Baehrens, bei Ramírez/Perez im Text); 68B,84 lies viell. *abrepto ... coniugio*; vgl. Ov. *Met.* 7,732 *coniugis abrepti* (S. 37 unrichtig zitiert); 90,1–2 ist *nascetur ... | ... discet*, die Vermutung von H. Richards (1895; s. S. 266) durch *oportet* (3) gesichert, wie mir scheint. Durch die drei in Nr. 96 von Tr.-L. empfohlenen Änderungen (1 *acceptumque* recc., Graevius; 3 *revocamus* Peiper; 4 *amissas* recc., Avantius) wird das Gedicht zu dem Kunstwerk, das es ist; ausserdem sollte man wohl in V. 3 mit B. Guarinus *quom* lesen. Statt das letzte Distichon zu streichen, lies in 98,6 *de(h)iscas* mit G. L. Hendrickson (1904). Ich sehe keinen Grund, in 107,2 *insperati* (Heinsius) abzulehnen; die Konjektur verträgt sich gut mit *atque optanti contigit* (recc. + Tr.-L.) in V. 1. Mir fällt auf, dass mindestens zweimal bei Cat. das Praefix *ex-* durch Konjektur entfernt worden ist; z.B. 63,15 *exsecutae* (*secutae* Bergk) und 64,94 *misere exagitans* (*miseros agitans* Markland); Tr.-L. stimmt jeweils zu; im zweiten Fall findet er den Vers, den er früher streichen wollte, jetzt mit Marklands Änderung echt. Ich frage mich, ob hier nicht eine Nuance verloren geht. Als Kuriosum sei vermerkt, dass C. W. Ramler (Wien 1793; 1803) der mit Lessing befreundete Anakreontiker und Horazübersetzer (1725–1798) sein muss. Einige seiner Vermutungen sind brauchbar, er hat aber auch Catull in ganz unzulässiger Weise «gereinigt», indem er mehrmals stillschweigend Knaben- durch Frauennamen ersetzt und, wo nötig, den Kontext metrisch angepasst hat (S. 312).

Nur wenige Fehler sind mir aufgefallen. S. 50 ist Cat. 8,3 zweimal unrichtig zitiert. Einige deutsche Zitate sollten verbessert werden, z.B. S. 213 «ein Windgott in Rossgestalt». Die S. 285 erwähnte zweibändige Ausgabe (heute vermutlich eine Rarität) wurde von E. Thomas (nicht E. Thomson), E. Benoist und E. Rostand (Paris 1882–90) besorgt. Georg Luck

John Scheid: Res Gestae divi Augusti. Hauts faits du divin Auguste. Texte établi et traduit par John

Scheid. Collection des Universités de France. Les Belles Lettres, Paris 2007. CCXXXIV, 166 S. Le 3 ou le 4 septembre de l'année 14 ap. J.-C., le Sénat, appelé à se prononcer sur les honneurs suprêmes que méritait le défunt Auguste, entendit, de la bouche de Drusus, fils de Tibère, la lecture de trois rouleaux que le prince disparu avait déposés auprès des Vestales. Le second d'entre eux contenait les *Res Gestae*, qui glorifient, sous forme de récit autobiographique, les hauts faits et les libéralités du prince. Conformément à la volonté d'Auguste, les *Res Gestae* devaient être gravées sur des plaques de bronze devant son mausolée. Quatre copies en subsistent: à Ancyre (Ankara), dans le temple d'Auguste et de Rome, une version latine sur les murs intérieurs du pronaos et une traduction grecque sur la paroi extérieure du sanctuaire (Monumentum Ancyranum); à Antioche de Pisidie, près de Yalvaç, des fragments d'une copie latine (Monumentum Antiochenum); à Apollonia de Pisidie (Uluborlu), des fragments d'une autre copie de la traduction grecque (Monumentum Apolloniense). Selon toute vraisemblance, les versions latines proviennent d'une copie de l'archétype de Rome destinée au légat de Galatie, les versions grecques d'une traduction effectuée par la chancellerie du légat. Les versions présentent quelques interversions dans la formulation et quelques différences dans l'orthographe; ces légères divergences sont probablement dues au fait que les copies ont été écrites sous la dictée. On admet généralement que les *Res Gestae* ont été rédigées d'un seul jet, entre 9 et 13 ap. J.-C. L'opuscule a sans doute été composé moins par Auguste lui-même que par ses secrétaires. – La spécificité de cette édition est de proposer une transcription diplomatique de chacune des quatre versions avant d'offrir, d'après ces quatre copies quasiment identiques, la reconstruction du texte original et de sa traduction grecque avec les propositions de restitution des lacunes. Une traduction française infrapaginale accompagne le document. J'harmoniserais la traduction de *triumvir rei publicae constituendae* en 1,4 «chargé de la restauration de la République» et en 7,1 «pour fonder la République». Un commentaire substantiel couronne cet ouvrage de haut niveau, qui enrichit considérablement notre connaissance du siècle d'Auguste. Philippe Bruggisser

John Briscoe: A Commentary on Livy Books 38–40. Oxford University Press, Oxford 2008. XXIV, 614 S.

In seinem Vorwort kann John Briscoe auf eine jahrzehntelange Beschäftigung mit dem letzten Drittel des erhaltenen Werkes des Livius zurückblicken, als deren Früchte die Kommentare zu den Büchern 31–33 (1973) und 34–37 (1981) sowie eine Teubner-Ausgabe der Bücher 31–45 (1986; 1991) bisher erschienen sind. Der nunmehr vorliegende Kommentar zu den Büchern 38–40 reiht sich diesen bereits bewährten Standardwerken würdig an. Er ist zunächst philologisch orientiert und erörtert gründlich und aus intimer Kenntnis heraus Probleme der Textüberlieferung – durchaus auch mit Korrekturen eigener früherer Entscheidungen – und des livianischen Sprachgebrauchs. In der Einleitung sowie in mehreren Indices (*Language and Style*: 594; *Latin* und *Greek*: 608–614) finden sich dazu zusammenfassende Informationen.

Aber auch zu den Sachproblemen bietet B. vielfache Hilfe. So schon in der Einleitung zu Fragen der Chronologie und der römischen Politik in Spanien und Norditalien (17–26) und durch die übersichtliche thematische Gliederung des Kommentars. Zwei herausragenden und viel behandelten Erzählzusammenhängen widmet er jeweils einleitend ausführliche und sehr kundige Darlegungen des Sachverhalts und der Problematik, den Scipionenprozessen (170–179; dazu 395) und dem Bacchanalienskandal (230–250). Sonst sind die Vorbemerkungen, auch zu wichtigen Themen dieser livianischen Bücher, recht knapp ausgefallen; etwa zu den Abschnitten zur Vorgeschichte des Dritten Makedonischen Krieges. Zu einzelnen Fragen lassen sich bei einem Kommentar immer noch zusätzliche Bemerkungen hinzufügen. So böte sich bei dem merkwürdigen Wahlkampf des Konsuls Ap. Claudius Pulcher im Jahre 185 (39,32) ein Vergleich mit dem Verhalten des Dezemvirs Ap. Claudius vor den Wahlen zum Zweiten Dezemvirat an. Insgesamt aber hat B. jetzt zur gesamten Vierten Dekade des Livius einen Kommentar vorgelegt, der auf längere Zeit grundlegend sein wird. Zu hoffen bleibt auf eine Fortsetzung für die letzten erhaltenen Bücher 41–45.

Jürgen v. Ungern-Sternberg

Giancarlo Giardina: Properzio: Elegie. Edizione critica e traduzione. A cura di Giancarlo Giardina. Testi e Commenti 19. Edizioni dell'Ateneo, Rom 2005. 418 S.

Das besondere Interesse von Giancarlo Giardinas kritischer Edition der Elegien des Propertius liegt in der grossen Zahl eigener Konjekturen des Herausgebers (im kritischen Apparat abgekürzt mit *Gd.*). Die meisten davon nimmt G. direkt in den Text auf, trotz der Erklärung in der Einleitung S. 27, es handle sich dabei ausschliesslich um diagnostische Konjekturen im Sinne von Paul Maas – allein schon 146 (wenn ich richtig gezählt habe) im ersten Buch und 39 (!) in einem einzigen Gedicht (4,11). Hinzu kommen nicht wenige (vor allem ältere) Konjekturen anderer Gelehrter. An einigen Stellen bedeuten die Eingriffe in den Text geradezu eine Umdichtung. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, in 3,1,7f. aus der von Heyworth unverändert übernommenen Paradosis *a ualeat, Phoebum quicumque moratur in armis*. | *exactus tenui pumice uersus eat* bei G. *a ualeat, Tiberis quicumque moratur in oris*! | *euectus tenui limite currus eat*. Sehr zurückhaltend ist G. dagegen mit Versumstellungen.

Giardinas Text beruht auf N und den Handschriften der A-Gruppe; in der Einleitung (14–19) argumentiert er gegen einen Überlieferungswert von Butricas X-Hss. (= A bei Heyworth). Wie Heyworth verzichtet G. grundsätzlich auf Cruces und bemüht sich immer um die Erstellung eines übersetzbaren Textes. Im Apparat stützt G. seine eigenen Vorschläge oft durch Parallelstellen und Hinweise zur angenommenen Fehlergenese.

Die Qualität seiner Konjekturen ist insgesamt sehr unausgeglichen: Neben einigen interessanten Vorschlägen (z.B. 1,22,6 *es*; 2,34,26 *tandem*; 4,3,37 *montes*), die aber fast alle im Apparat besser aufgehoben wären als im Text, stehen sogar banale metrisch-prosodische (1,5,9; 1,13,23; 3,11,2; 3,11,32; 4,11,85; daneben 2,720 im App.) und grammatikalische Fehler (4,5,21 *rete* als Femininum [wie im Italienischen!]; 4,11,40 *proauus* ... *Achille* als Vokativ [unter Hinweis auf Ov. *Her.* 3,137 *fortis Achille*]).

Allzu oft ändert G. gerade Stellen, die an sich gar nicht problematisch sind, und verschlechtert so den Text (z.B. 1,19,9 *sidera* für *gaudia*; 2,1,33 *aeratis* für das durch Sil. 17,630 gestützte *auratis*; 4,9,32 *deae* für *deo*, aber vgl. Ov. *Her.* 12,184; 2,2,7 *auras* für *aras*; in allen diesen Fällen ist Giardinas Lösung inhaltlich weniger wahrscheinlich als der überlieferte Wortlaut).

An anderen, mit Sicherheit korrupten Stellen (z.B. 4,3,7; 4,3,11; 4,5,19f.) sind die von G. in den Text gesetzten eigenen Vorschläge meist weniger überzeugend als ältere Konjekturen anderer Gelehrter (die man im Apparat oft vergeblich sucht).

Der kritische Apparat weist einige Ungenauigkeiten auf (z.B. zu 2,34,29 «Smyrnaei *Gd.*»: der Vorschlag stammt schon von Heinsius; im Apparat zu 3,1,8 verweist G. auf 4,10,42 *euectis* ...*rotis*, ohne zu erwähnen, dass *euectis* Rothsteins Konjektur ist; an der genannten Stelle selbst druckt G. seine eigene Konjektur *effusis* und erwähnt Rothsteins Vorschlag nicht einmal im Apparat).

Die italienische Übersetzung ist nützlich, da sie jeweils zeigt, wie G. seinen eigenen Text versteht. Die Benutzbarkeit der Ausgabe hätte aber noch deutlich verbessert werden können durch eine direkte Kennzeichnung von Konjekturen auch im Text (etwa durch Kursivdruck).

Insgesamt entsteht in Giardinas Edition der Eindruck einer zu grossen Beliebigkeit im Umgang mit dem Properztext. Einem Vergleich mit den der Überlieferung gegenüber ebenfalls skeptischen Properzeditionen von Goold und Heyworth hält sie nicht stand. Ihren Wert wird sie wohl vor allem als eine Art Appendix zu Smyths *Thesaurus Criticus* behalten – und als neuer Denkanstoss zu vielen einzelnen Stellen im Properztext, dessen Erklärung und Emendierung die Forschung sicherlich noch lange beschäftigen wird.

Christian Orth

S. J. Heyworth: Sexti Properti elegos critico apparatu instructos edidit S.J. Heyworth. Oxford University Press, Oxford 2007. LXXXI, 217 S.

Mit diesem neuen *OCT* zu Properz legt S. J. Heyworth das ungeduldig erwartete Ergebnis seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Text dieses Autors vor, der bereits Gegenstand seiner leider unveröffentlicht gebliebenen Dissertation war und zu dessen Textkritik er im Verlauf der letzten Jahrzehnte in mehreren substantiellen Publikationen schon viel beigetragen hatte. Wie es inzwischen auch andere Editoren getan haben, legt H. zugleich mit seinem Text auch einen über 700 Seiten langen Begleitband (*Cynthia: A Companion to the Text of Propertius*, Oxford 2007) vor, der verdienstlicherweise auch eine vollständige Prosaübersetzung seines Textes enthält. Dass es mit dieser Ausgabe lange gedauert hat, kann nicht wundernehmen, denn für Properz einen Text vorzulegen, der irgendwie die Kriterien einer kritischen Standardausgabe erfüllt, ist eine fast unmögliche Aufgabe. Im Grunde genommen muss der Herausgeber bei einem derartigen Text diese Kriterien neu definieren. So weicht H.s Ausgabe auch zunächst einmal darin von dem von einer kritischen Ausgabe Gewohnten ab, dass der Herausgeber auf *crucis* ganz verzichtet und eher auch an unsicheren Stellen einen zumindest möglichen Lesetext bietet. Diese – ansonsten eher in Handausgaben übliche – Praxis scheint mir hier tatsächlich sinnvoll, denn je länger man sich mit diesem Text beschäftigt, desto mehr kommt man zu dem Ergebnis, dass hier fast gar nichts sicher zu verbessern ist. D.h. freilich nicht, dass es keinen Fortschritt in der Textherstellung gibt – im Gegenteil: H.s allen älteren Ausgaben deutlich überlegener Text zeigt – um dies gleich vorwegzunehmen – dass hier noch enorm viel geleistet werden kann, was das Verständnis des Autors entscheidend voranbringt.

Dem Text geht eine ausführliche *praefatio* voran. Hier wird auf 60 Seiten eine Darstellung der Überlieferung und der kritischen Probleme des Textes gegeben, wie sie klarer und übersichtlicher nicht sein könnte; hier kann sich jeder auf knappst möglichem Raum einen vollständigen Überblick über die Problematik auf dem neuesten Kenntnisstand verschaffen. H. stellt insbesondere die Gründe für die – bis heute bestrittene – Annahme eines unabhängigen Überlieferungsstranges in der von ihm A benannten Familie besonders klar heraus und auch sein gegenüber Butrica leicht verändertes Stemma scheint mir gut begründet. Angesichts der Tatsache, dass diese Einleitung geradezu den Anspruch einer kleinen Monographie zur Properzüberlieferung erfüllt, wird man es in diesem Falle gewiss verzeihen, dass sie – wie bereits die *praefatio* des *OCT* zu Sophokles von Lloyd-Jones/Wilson – in englischer Sprache verfasst ist.

Es muss kaum gesagt werden, dass bei einer kritischen Ausgabe des Properz die Qualität des kritischen Apparats hauptsächlich in der verständigen Auswahl der mitgeteilten Konjekturen liegt. Angesichts der bereits in Smyths *Thesaurus* dokumentierten Flut derselben, von der lebhaften Diskussion der Folgezeit ganz zu schweigen, ist dies – nimmt man diese Aufgabe wirklich ernst und beschränkt sich nicht auf eine bequeme Wiederholung des in den jüngsten Standardausgaben Zi-

tierten – eine höchst schwierige Aufgabe. Soweit ein erster Eindruck überhaupt ein Urteil erlaubt, verfährt H. hier in der Regel glücklich (s. aber unten), sowohl in seiner Auswahl des Altbekannten, noch mehr jedoch in dem, was er an neuen, z.T. bislang unveröffentlichten Konjekturen bietet. Jedenfalls bleibt man an kaum einer problematischen Stelle ohne zureichende Hilfe im Apparat. Da diese Auswahl somit recht umfangreich ist, muss die handschriftliche Evidenz daneben so knapp und klar wie möglich präsentiert werden. Dies gelingt H., indem er sich, wo immer möglich, auf kollektive Siglen beschränkt und auf orthographische *minutiae* verzichtet. Umso verdienstvoller ist freilich sein getrennt abgedruckter *Index Orthographicus* (S. 196ff.), der zugleich eine Fundgrube für gängige Verschreibungen überhaupt ist – eine Praxis, die Schule machen sollte.

Keine Rezension kann dieser Ausgabe auch nur annähernd Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht nur aufgrund des beschränkten Raums. Um die Leistung des Herausgebers zu würdigen, würde der Rezensent zumindest ebenso viele Jahre benötigen wie der Herausgeber mit der Arbeit an der Ausgabe selbst. So kann ich – abgesehen von wenigen allgemeinen Bemerkungen zu einem ersten Eindruck – hier, wenn ich überhaupt auf Details der Textgestaltung eingehe, nicht mehr tun als Folgendes: Was die Restitution des Wortlautes anbelangt, kann ich allenfalls versuchen, den Text des ersten, d.h. des unproblematischsten Buches insgesamt kurz zu würdigen. Ansonsten kann ich nur einige Bemerkungen zum Umgang des Herausgebers mit den Fragen der höheren Kritik vorausschicken, wobei ich aus offenkundigen Gründen nur auf H.s Verfahren im Hinblick auf Tilgungen etwas näher eingehen möchte.

Wie nach den bisherigen Arbeiten von H. zu erwarten, geht H. die Textprobleme, die mit reiner Konjekturalkritik nicht zu lösen sind, hauptsächlich durch Textumstellungen an. Daneben ist er jedoch der erste moderne Herausgeber (einige sehr wenige Tilgungen bereits bei Barber), der sich nicht scheut, in bescheidenem Umfang doch auch eine beträchtliche Anzahl von Versen im Text zu tilgen (insgesamt 30 Disticha). Bei Versumstellungen kommt H., von wenigen Ausnahmen (vor allem die notorisch schwierige *Elegie* 3,7, wo H. in einer Appendix auch den in N überlieferten Text druckt) abgesehen, mit der Umstellung einzelner Disticha aus; Umstellungen über grössere Strecken hinweg, wie noch Goold sie teilweise favorisiert, finden sich nicht (nur 2,6,41f. steht Sandbachs Umstellung nach 2,7,6 im Text; m.E. die einzig plausible Alternative zu Struves Tilgung der Verse, die ich persönlich freilich immer noch favorisieren möchte). Dass ich genau diese Verfahrensweise grundsätzlich für richtig halte, brauche ich kaum zu betonen. Die Verstellung längerer Partien dürfte m. E. den Text von Properz zwar in gewissem Masse entstellt haben, doch sind die relativ wenigen Fälle, wo man dies erwägen könnte, vielleicht zu unsicher, um im Text einer Ausgabe stehen zu können.

Dass der Text des zweiten Buches in hohem Masse fragmentarisch ist und ursprünglich den zweier Bücher repräsentiert, steht m.E. ebenso ausser Frage. Hier verfährt H. besonders radikal, indem er den Text teilweise quasi als eine Zusammenstellung versprengter Textfragmente markiert (besonders 2,2–4; 2,17–18; 2,22B; 2,30). Das scheint mir nicht überall unbedingt nötig (etwa im Falle von 2,18; bei 2,3–4 würde ich immer noch etwas anhand von Tränkle's Lösung favorisieren: 3,45–54 und 4 stellen zwei am Ende bzw. Anfang durch Ausfall – der mehrere Gedichte dazwischen betraf – entstellte Fragmente dar). Und so ist der einzige Punkt, wo ich das Verfahren des Herausgebers grundsätzlich in Frage stellen möchte, der, dass H. vielleicht in der Ansetzung von Lücken im Text insgesamt etwas zu grosszügig verfährt. Festzuhalten bleibt jedoch, dass überall eine Textgestaltung angeboten wird, die den problematischen Charakter der Überlieferung klar zutage treten lässt und keinem Problem ausweicht; und das ist es, was man berechtigterweise von einer Ausgabe fordern wird.

In seinen Umstellungen und seinen dreissig Tilgungen im Text dagegen verfährt H. nicht nur grundsätzlich, sondern auch im Einzelnen sehr glücklich. Im ersten Buch kommt H. mit der Tilgung von 3 Disticha aus: 1,9,31f. (plausibel); 1,15,15f. und 1,16,11f. (wahrscheinlich richtig; auch seine eigene im Apparat vorgeschlagene Tilgung von 1,15,13f. hat vieles für sich; die von Skutsch und Courtney nachgewiesene numerische Buchstruktur scheint mir zwar nach wie vor ein schwerwiegendes Argument gegen Lücken und Tilgungen im ersten Buch, andererseits widerstrebt es mir noch mehr, die am Einzelfall gewonnene Evidenz zugunsten einer übergreifenden Theorie zu unterdrücken; ich finde keine Lücke im ersten Buch plausibel, einige Tilgungen allerdings eben doch). Im zweiten Buch tilgt H. 15 Disticha (2,1,37f.; 49f.; 2,3,11f.; 2,8,7f.; 2,9,15f.; 2,15,39f.; 2,16,41f.; 2,17,13f.; 2,20,35f.;

2,26,27f.; 2,28,7f.; 21f.; 57f.; 2,34,83f.). Ich halte alle für richtig ausser 2,1,49f. (hier sehe ich mit der Überlieferung in der gängigen Deutung kein Problem, im Gegenteil: vgl. jetzt Fedeli ad loc.; für die komplexe Syntax bedarf es keiner Parallele, sie rechtfertigt nicht eine Tilgung, die zugleich eine Konjekture für *solus* in 48 erfordert), 2,3,11f. (sicher problematisch, vgl. aber *SBAW phil.-hist. Kl.* 1997, 2 S. 26ff. und Fedeli ad loc.); das Gedicht 2,16 ist eines der problematischsten des Buches; die Tilgung von 41f. (keinesfalls unplausibel) ist im Kontext der komplexen Herstellung des gesamten Gedichts zu sehen, die hier nicht diskutiert werden kann. H.s Text hat in jedem Fall das Verdienst, im Gegensatz zu allen bisherigen Ausgaben einen Text zu bieten, der den Schwierigkeiten wirklich Rechnung trägt, mag man ihm zustimmen oder nicht. Besonders hervorzuheben ist ausserdem, dass gerade die beiden von H. zuerst vorgeschlagenen Tilgungen (2,8,7f. und 2,34,83f.) so schlagend sind, dass man sich fragt, warum man nicht schon längst darauf verfallen ist. Im dritten Buch werden 8 Disticha in Klammern gesetzt: 3,7,21–24; 3,8,25f.; 35f.; 3,11,5f.; 3,18,29f.; 3,22,37f.; 3,25,13f. Ausser der letzten halte ich alle zumindest für plausibel, wenn nicht gar richtig (3,22,37f. sicher), insbesondere 3,11,5f. ist ein ausgezeichnete neuer Vorschlag Georgs. 3,7,21–24 muss natürlich wieder im Kontext der Gesamtherstellung dieses, wie gesagt, notorisch schwierigen Gedichts gesehen werden. Im vierten Buch werden (neben den zu Recht überhaupt nicht im Text erscheinenden Interpolationen 5,55f. und 9,42) 4 Disticha getilgt: 4,1,19f. (mit Lücke nach 18) und 4,3,37f. sind nicht überzeugend; 4,8,19f. ist sicher, 4,1,125f. vielleicht richtig. H.s Ausgabe bietet somit angesichts des hier zutage tretenden gesunden Urteils eine gute Basis, in der Echtheitskritik bei Properz in Zukunft weiterzukommen (weitere erwägenswerte Vorschläge bietet der Apparat).

Ein Herausgeber wird in der Regel vorsichtig damit sein, eigene Konjekturen in den Text zu setzen. Heyworth, der überhaupt eine ungewöhnlich hohe Zahl eigener Vorschläge vorlegt, ist hier wenig zurückhaltend. Im ersten Buch setzt er nach meiner Zählung 17 eigene Vorschläge in den Text und gibt 15 weitere im Apparat (1,1,5: *sorores*, m.E. ebenso verfehlt wie H.s Auffassung von *Puellas*, die er in *Cynthia* ausführlich begründet; ich sehe keinerlei Schwierigkeit in der gängigen Auffassung der Verse; 1,4,10: *iusto*, banal: Kenneys *quouis* erwägenswert, eine der vielen unveröffentlichten Konjekturen verschiedener Gelehrter, die H. erwähnt; 1,7,16: *a*; 1,9,6: *quas iuuenis* hat mit Franckens *quosque* jede Chance, korrekt zu sein; 1,9,20: *nosse ferre*; 1,9,32: *certe est*, Libermans *sis tutus* besser; 1,11,15: *nam*; 1,11,25: *nostris*, ich kann darin keine Verbesserung sehen; 1,12,5: *ei mihi, non sueto (uel solito) complexu*, ich wäre geneigt, diese brillante Konjekture in den Text zu setzen; 1,16,12: *turpique exclusa*, eine wenig attraktive Alternative zu älteren Vorschlägen; 1,17,24: *et*; 1,18,11: *altera femina*, hat jede Chance, korrekt zu sein, und 1,19,6: *obliti* ebenfalls; 1,19,19: *quas tu, uita, mea possis lenire fauilla*, vielleicht zu weit von der Überlieferung, um im Text zu stehen, aber m.E. eine der brilliantesten Properzkonjekturen; 1,20,43: *uasus*, überflüssig). Dass H. sich das auch leisten kann, spricht für die ganz ungewöhnlich hohe Qualität seiner Konjekturealkritik: Ich halte in allen Fällen, wo er eine eigene Konjekture im ersten Buch druckt, den Text zumindest für den bisher besten bzw. einfachsten – und mehr kann er ja auch zumeist kaum sein (1,3,26: *malaque*; 1,6,26 *aeternae*; 1,7,26: *honos*, nach Rossberg; 1,11,21 *ei*; 1,13,8: *primum*; 1,13,13: *quae cano non*, nach Baehrens; 1,15,29: *nam prius e*; 1,17,3: *soluit conuersa*; 1,20,32: *unus Hylas ibat*). In acht Fällen ist seine Herstellung m.E. schlagend (1,1,33: *nam*, vielleicht verdient aber Housmans *me non* Erwähnung im Apparat; brilliant und einfach: 1,2,24: *nimis* und 25: *ergo*; ansonsten 1,7,11: *laudet*, mit der Umstellung von 11f. nach 14 evident richtig!; 1,9,3: *taces*; 1,10,13: *recitare*; 1,20,2: *quod*; 1,20,33–35: *fons ... quem*). H. holt auch einige bisher vernachlässigte hervorragende Konjekturen hervor (e.g. 1,1,23: *umbras*, Jeverus; 1,10,16: *surdas*, Heinsius; 1,14,23: *Lyda*, Markland), doch liegt der Fortschritt seines Textes gegenüber früheren Ausgaben, und d.h. besonders derjenigen Goolds, hauptsächlich im Beitrag des Herausgebers selbst (es soll jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass zum Text des ersten Buches in neuester Zeit vor allem Liberman einen gewichtigen Beitrag an neuen scharfsinnigen Konjekturen geleistet hat). Abwegige Konjekturen im Text des ersten Buches kann ich keine finden; nur an einer Stelle (1,3,16: *et arma*; verteidigt in *Cynthia*, S.17) bleibt eine m.E. kaum erträgliche Überlieferung im Text; zudem würde man sich mehr Vorschläge als nur Rossbergs *grata* im Apparat wünschen (Struves *rara* halte ich für weit besser). Dies ist die einzige Stelle im ersten Buch, wo ich ein derartiges Versäumnis sehen kann. In den anderen kommt dies ab und an vor (am eklatantesten vielleicht: 2,1,58, wo Heyworth die

m.E. unerträgliche Banalisierung *habet* aus den Florilegien aufnimmt, zudem ohne Verbesserungsvorschläge für das fragwürdige, wenn auch nicht unmögliche *morbi artificem* auch nur im Apparat zu erwähnen; vgl. dazu jetzt Fedeli ad loc.).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die langjährige Mühe des Herausgebers hat sich gelohnt; er hat das schier Unmögliche geleistet: «die» moderne Standardausgabe des Properz zu schaffen, indem er einerseits selbst die Herstellung des Textes entschieden vorangebracht hat, andererseits aber vor allem eine Basis geschaffen hat, auf Grund derer weiterer Fortschritt möglich ist. Soweit ich sehen kann, ist H.s Properz – grosse Fragmentsammlungen wie Kassel/Austin oder Kannicht sind etwas anderes – bisher die grösste editorische Leistung für einen Autor der klassischen Antike seit Diggles *OCT* des Euripides.

Hans-Christian Günther

S. J. Heyworth: Cynthia. A Companion to the Text of Propertius. Oxford University Press, Oxford 2007. XVI, 647 S.

Ziel des Properz-Kommentars von S. J. Heyworth ist es, den ebenfalls im Jahr 2007 erschienenen Oxford-Text zu erklären. H. will dem Leser in einer Art Protokoll zum textkritischen Apparat seiner Edition die Möglichkeit geben, die Entstehung des Texts nachzuvollziehen, zu prüfen und zu hinterfragen. H. konzentriert sich in seinem Kommentar daher in erster Linie auf sprachliche Fragen; literarische Aspekte werden nur dann einbezogen, wenn sie zur Herstellung des Texts beitragen oder neue Interpretationen des Verfassers sind. Da Properz' Werk bereits ausführlich kommentiert ist, geht H. auf inhaltliche, aber auch auf textkritische und grammatische Fragen, die seine Vorgänger umfassend und zu seiner Zufriedenheit behandelt haben, nicht mehr ein. Aufgrund all dieser methodischen Entscheidungen kann H.s Kommentar frühere Kommentare nicht ersetzen, sondern nur ergänzen, und ist insbesondere für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Properz auf einem höheren Niveau geeignet.

Nützlich sind die Literaturhinweise, die jedem Gedicht vorangestellt sind, allerdings etwas minimalistisch abgekürzt (so erfährt man die Titel der Zeitschriftenartikel nicht). Am Ende des Buches finden sich H.s englische Übersetzungen aller Gedichte sowie drei Indices (Index locorum, Index verborum Latinorum, General Index).

Judith Hindermann

François Ripoll/Jean Soubiran: Stace: «Achilléide». Traduction et Commentaire des Classiques Latins 1. Bibliothèque d'Études Classiques 56. Peeters, Leuven 2008. X, 357 S.

Réunissant une introduction très consistante, une belle traduction rythmée et un commentaire détaillé et à jour, cet ouvrage contribuera à élargir le lectorat de Stace; S. signe l'établissement du texte et la traduction, R. la majeure partie de l'introduction et du commentaire.

L'introduction (1–99) effectue un vaste tour d'horizon. Poursuivant l'exploration des voies ouvertes par G. Rosati puis F. Delarue, elle souligne la singularité de cette épopée «éthique» (dont le paradigme est odysseéen mais le «modèle-code» ovidien) et affirme que Stace entendait, dans une image totalisante, relater les aventures sentimentales d'Achille mais aussi ses entreprises guerrières; un ample développement est consacré aux personnages, puis à la transgénéricité qui fonde l'originalité du poème. La langue et le style font l'objet d'utiles observations (malgré une propension à expliquer par la biographie de l'auteur les différences avec *Theb.* et *silv.*), et plus encore la prosodie et la métrique (notamment le «contrepoint» très libre que constitue chez Stace la relation entre structures syntaxique et métrique). S'ajoute à cela un intéressant parcours à travers la fortune du poème depuis la Renaissance.

Le texte, sans appareil critique, repose seulement sur une confrontation des principales éditions (on aurait souhaité la liste des divergences avec tel ou tel point de référence). Pour la remarquable traduction rythmée, S. a opté pour une succession de *cola* de six à douze syllabes, solution souple qui lui permet de maintenir l'équivalence d'une ligne par vers, mais aussi de respecter le «contrepoint» de l'original; le résultat est, pour l'essentiel, aussi précis qu'élégant.

Relativement succinct (151–306), le commentaire se dispense de revenir sur bien des questions synthétisées dans l'introduction; s'il se veut seulement «un peu plus complet» que ses devanciers, il comble déjà avec bonheur une grave lacune dans l'essor récent des études statiennes. Les notes

s'attachent à faciliter la compréhension et à discuter l'interprétation, à mettre en lumière la riche intertextualité de l'*Achilléide* (uniquement en amont, à l'exclusion de la réception antique), et à dégager la structure d'ensemble et de détail; elles sont judicieusement complétées d'un *index nominum* alphabétique (319–346) où R. a réuni de brèves discussions relatives aux noms propres mythologiques et géographiques.

Valéry Berliencourt

Federico Biddau: Q. Terentii Scauri: De orthographia. Introduzione, testo critico, traduzione e commento a cura di Federico Biddau. Collectanea Grammatica Latina 5. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Hildesheim 2008. CXIV, 244 S.

Le *De orthographia* de Q. Terentianus Scaurus, actif sous Hadrien, sans doute connu de Pline (*epist.* 5,12), est le plus ancien traité consacré à ce sujet qui nous soit parvenu. Encore assez proche de Quintilien pour l'avoir fréquenté de son vivant, l'auteur trouve sa place à la confluence d'une tradition perdue d'artigraphes et de poètes tels Ennius, Accius ou Lucilius. En le citant abondamment, ses successeurs en orthographe témoignent d'une importance que la brièveté de son œuvre – 22 pages de Keil (7,11–33,13) – n'a jamais démentie. Et de fait, l'auteur n'est pas qu'un simple compilateur, il sait aussi conduire une pensée indépendante. Telles sont les plus importantes des données que F. Biddau développe (p. XXVIII–LIV). On peut cependant se demander ce qui, dans les problèmes qu'évoque Scaurus, pouvait encore être d'actualité en matière d'orthographe. On sait en effet, notamment par quelques remarques de Suétone (*Aug.* 87–88), que la régularité orthographique est une création des grammairiens – et Scaurus est de ceux-ci –, or par ce même Suétone (*ibid.*), l'on apprend que l'idiosyncrasie graphique s'observe bien vivante jusque dans les couches les plus élevées de l'aristocratie. On aura compris que le traité de Scaurus devrait être lu aujourd'hui comme les chapitres que Quintilien (*inst.* 1,4–5), puis toute la théorie des artigraphes ses successeurs, consacrent aux *uitia* de la langue. On en retrouve ainsi nombre de traits distinctifs de ce qui fut non pas le latin vulgaire – l'expression n'a aucun sens –, mais le latin dans son usage réel et non plus réduit en langue technique de la littérature. Mais là encore, se pose avec acuité le problème de la chronologie des faits allégués par les artigraphes. Et, à la lecture des traités tardifs consacrés au même sujet, on doit, en y voyant rectifier les mêmes *uitia* que ceux commentés par Scaurus, croire à l'existence d'un canon de fautes orthographiques que la tradition commandait de redresser, nonobstant toute considération synchronique ou diachronique. Ces quelques remarques n'enlèvent absolument rien à la qualité très remarquable de l'introduction et du très abondant, très utile et très intéressant commentaire qui accompagne ce texte établi avec un soin exemplaire. Cet excellent livre aurait cependant encore gagné à comporter quelques considérations sur le style étrangement brutal de Scaurus. Carole Fry

J. den Boeft/J. W. Drijvers/D. den Hengst/H. C. Teitler (eds): Ammianus after Julian: The Reign of Valentinian and Valens in books 26–31 of the Res Gestae. Ed. by J. den Boeft, J. W. Drijvers, D. den Hengst & H. C. Teitler. Mnemosyne Supplement 289. Brill, Leiden/Boston 2007. X, 326 S.

Le volume se compose de trois parties:

I. *Histoire et historiographie.* Focalisant son attention sur la description du tsunami du 21 juillet 365 (26,10,15–19), sur les portraits de Valentinien I^{er} (30,9,6) et de Jovien (25,10,14), sur les débuts de l'usurpation de Procope (26,6) et sur les oracles funestes de Chalcédoine (31,1,4–5) et de Mimas (31,14,8–9), B. Bleckmann montre, à la lumière des parallèles grecs tardifs et byzantins, qu'Ammien, en historien des événements contemporains, ne s'appuie pas sur des récits de témoins oculaires, mais sur un matériel historiographique. – H. Leppin, en faisant ressortir la spécificité de la représentation de la dynastie valentinienne dans l'Antiquité tardive, montre comment Ammien dépeint Valentinien I^{er} sous les traits d'un candidat hésitant et fait ressortir la basse extraction et le manque d'expérience de Valentinien et de Valens. – Prenant le contre-pied de F. Paschoud, H. Teitler soutient que, dans son portrait de Valentinien I^{er}, Ammien, malgré d'évidentes critiques contre le souverain, n'en reconnaît pas moins objectivement ses mérites. – D. Hunt explique comment les sénateurs païens aussi bien que les évêques chrétiens trouvent leur avantage à la politique de neutralité que Valentinien I^{er} observe en matière de religion. – N. Lenski soumet à un nouvel examen serré la chronologie des événements

touchant la Perse et l'Arménie sous Valens. – Pour J. W. Drijvers, Ammien tire d'un rapport officiel son récit de la révolte de Firmus (29,5) matée par Théodose l'ancien; si le général de Valentinien I^{er} et père de Théodose le Grand est le héros des derniers livres de l'historien, celui-ci ne lui épargne pas pour autant ses critiques voilées.

II. *Composition littéraire*. Pour D. den Hengst, Ammien, dans sa deuxième digression sur les travers de la société romaine (28,4), a lu et imité, plutôt que Juvénal, Lucien de Samosate (*Nigrinos* et *Sur ceux qui sont aux gages des grands*). – St. Ratti explique comment Ammien dépouille de tout héroïsme, au point d'en faire une arstie manquée, la traversée du Danube accomplie par une partie des Visigoths, les Goths Tervinges, avec l'accord de Valens (31,4,1–13). – Une enquête de G. Zecchini portant sur une trentaine d'exemples qu'Ammien tire du passé grec et romain révèle notamment que l'historien préfère le paganisme de tradition étrusco-romaine à celui des sophistes néo-platoniciens de son temps et qu'il est convaincu de la supériorité de la Grèce sur Rome en matière de lois et d'astronomie. – G. Kelly aborde la très discutée *sphragis* de l'œuvre d'Ammien (31,16,9) et suggère que, dans l'esprit de l'historien, le règne de la dynastie au pouvoir appelle une œuvre historiographique en forme de panégyrique.

III. *Crise de l'Empire*. S. Mratschek interprète les désastres infligés aux habitants de Lepcis Magna comme une tragédie qui révèle les ressorts de la politique valentinienne et démasque les ennemis de Théodose l'Ancien. – Pour Ch. Kelly, la narration des livres 26 à 31 est soumise au même danger de fragmentation que l'Empire et reflète une image défavorable du règne de Valentinien I^{er} et de Valens. – J. den Boeft souligne que les interventions personnelles de l'auteur se multiplient dans la dernière hexade des *Res Gestae* et que la perception de l'époque de Valentinien I^{er} et de Valens peut être rapprochée de la vision pessimiste de la condition humaine exprimée par Augustin (*civ.* 22,22–23). – Une moisson de résultats stimulants autour de la passionnante figure du *miles quondam et Graecus*.
Philippe Bruggisser

Jacques Fontaine: Sulpice Sévère: Gallus. Dialogues sur les «vertus» de saint Martin. Introduction, texte critique, traduction et notes de Jacques Fontaine avec la collaboration de Nicole Dupré.

Sources Chrétiennes 510. Les Éditions du Cerf, Paris 2006. 380 S, 1 Karte.

Composée vraisemblablement en 404, cette œuvre hagiographique, dont la structure a glissé d'une bipartition originelle à une tripartition usuelle, égrène, sous les atours d'un dialogue, les vertus, au sens de miracles, d'un saint disparu depuis peu. Trois interlocuteurs prennent part au débat qui, au fil de deux journées, anime le domaine de Primuliacum dans l'Aquitaine romaine: Sulpice Sévère, maître des lieux, Postumien, de retour d'un voyage en Orient et d'un pèlerinage en Egypte, berceau du nouvel ascétisme monastique, pratiquement le seul à parler dans le premier livre, et Gallus, imprégné de rhétorique. Tous trois sont fidèles à la mémoire de Martin qui s'était heurté à l'hostilité du haut clergé gallo-romain. – C'est sans conteste une heureuse initiative de l'éditeur que d'avoir restitué à cet écrit le titre de *Gallus* qu'il portait dans l'antiquité, attesté par Jérôme, avant que la tradition ultérieure ne l'appelle *Dialogues*. Le sous-titre résultant d'une conjecture – *Dialogi de uirtutibus sancti Martini* – est fort ingénieux: en 1,23,7, un vieillard qui a lu la *Vie de saint Martin* souhaite ardemment que son auteur l'enrichisse d'un complément *de uirtutibus*, rôle tout trouvé pour le *Gallus*. Mais la supposition demeure fragile: (1) *de uirtutibus sancti Martini* dans son intégralité n'est confirmé en tête de l'œuvre par aucun manuscrit; (2) dans le *Gallus* 1,23,1, l'auteur fait allusion à sa *Vie de saint Martin* en utilisant les termes *de illius uita atque uirtutibus*; faut-il dès lors postuler que *de uirtutibus* se réfère à la fois à la *Vie* et au *Gallus*? – En 1,13,2 *fere mille aut amplius pedum*, je me demande s'il faut bien comprendre que la profondeur du puits était «d'environ mille pieds, sinon davantage», plutôt que «bien de mille pieds ou davantage», en donnant à *fere* non pas son sens approximatif, mais un sens intensif, attesté p. ex. dans Cypr. *epist.* 59,10 (CSEL 3.2 [1871] 677,15–16) *Privatum ueterem haereticum ... ante multos fere annos ... condemnatum* «Privatus, un hérétique de vieille date, ... condamné ... il y a un bon nombre d'années»; cette interprétation intensive rehausse le caractère prodigieux du miracle. – «Romanitas Christianitas» (91;200,3), recueil en hommage au très regretté Johannes Straub, est paru en 1982 (non en 1952) à Berlin (non à Boston). – L'introduction brille par une clarté et la traduction par une limpidité dont on souhaiterait qu'elles fassent école l'une et l'autre. Philippe Bruggisser

Bianca-Jeanette Schröder: Bildung und Briefe im 6. Jahrhundert. Studien zum Mailänder Diakon Magnus Felix Ennodius. Millennium-Studien zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. 15. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2007. XII, 399 S.

Voici une belle introduction à la correspondance d'Ennode. La première partie est consacrée à la vie et à l'œuvre de l'épistolier, et en particulier à son rapport avec la culture. Le diacre Ennode (toutes les œuvres qui nous ont été conservées datent de son diaconat), qui dans la première partie de son existence s'est consacré avec passion aux *studia liberalia*, est conscient du conflit classique *clericus – doctus*, et, bien que se sentant appelé au *silentium* et à l'*humilitas*, il ne cesse d'encourager les jeunes nobles – notamment par le biais de lettres – à ne pas négliger leur culture linguistique. La deuxième partie de l'ouvrage est consacrée aux lettres d'Ennode, qui constituent une correspondance «véritable», non revue pour la publication. B.-J. S. compare la pratique épistolaire du futur évêque de Pavie avec celle de ses prédécesseurs, Symmaque en particulier, qu'il n'imité pas de manière aussi servile qu'on l'a souvent dit. Ainsi, alors que Symmaque prône l'*indulgentia* à l'égard du correspondant, Ennode fait preuve d'*inportunitas* et accable souvent de reproches le destinataire de sa missive. La rupture des conventions ou des *topoi* épistolaires est fréquente chez Ennode, qui joue avec eux avec un brio certain, mettant ainsi en lumière sa maîtrise de la rhétorique. B.-J. S. étudie aussi les divers types de lettres du corpus ennodien: lettres destinées à nourrir les relations, lettres de félicitation, lettres de recommandation. Pour mener à terme cette étude, l'auteur a rouvert tout le dossier ennodien, et c'est avec un bel esprit critique qu'elle se sépare souvent de la *communis opinio*. Cette *Habilitationsschrift*, dont le moindre mérite n'est pas celui d'offrir des analyses et des traductions d'un grand nombre de lettres, est un instrument de travail indispensable à quiconque s'intéresse de près à Ennode, bravant la difficulté – souvent recherchée – de sa langue. B.-J. S. annonce qu'elle complètera son étude par une édition bilingue des lettres d'Ennode dans la collection «Fontes Christiani».

David Amherdt

Joint Association of Classical Teachers' Greek Course: Reading Greek. Grammar and Exercises. Second Edition. The Joint Association of Classical Teachers' Greek Course. Cambridge University Press, Cambridge 2007. XVI, 543 S.

Das Unterrichtswerk *Reading Greek* – von einem Projekt-Team unter der Leitung von Peter V. Jones unter Beteiligung eines grossen Berater-Komitees erarbeitet – erschien 1978 in erster Auflage und wird seither vorwiegend in England und in den U.S.A. an zahlreichen Schulen und Universitäten gebraucht. Für die zweite Auflage wurden substantielle Änderungen vorgenommen. Dabei wurde v.a. der Tatsache Rechnung getragen, dass man heute bei Griechisch-Lernenden keine Lateinkenntnisse mehr voraussetzen kann: Die Grammatik wurde mit Rücksicht auf eine englischsprachige Leserschaft, die noch nicht mit Struktur und Funktionsweise flektierender Sprachen vertraut ist, vollkommen neu geschrieben. Der Textband wurde benutzerfreundlicher gestaltet und durch Informationstexte zu einzelnen Aspekten der griechischen Geschichte und Kultur erweitert; zusätzliches Hintergrundwissen wird in dem – hier nicht zu besprechenden – Ergänzungsband *The World of Athens* vermittelt (2. Aufl. 2008), auf den im Textband regelmässig verwiesen wird.

Unverändert blieb dagegen das didaktische Grundkonzept. Das Unterrichtswerk ist für ein- bis zweijährige Einführungskurse gedacht; dabei ist vorausgesetzt, dass die Lernenden einen grossen Teil der Arbeit selbstständig zu Hause leisten. Der Textband ist in zwanzig Lektionen mit jeweils drei bis zehn Sektionen – Lesestücken von 15–50 Zeilen Länge mit zugehörigem Vokabular – eingeteilt. Das Konzept sieht vor, dass die Lernenden grundsätzlich mit der Lektüre und Übersetzung der Texte beginnen und sich erst in einem zweiten Schritt mit dem neuen Grammatikstoff vertraut machen. Das Vokabular enthält daher stets alle Angaben, die zur Erschliessung eines neuen Textes nötig sind; so werden die Wörter in den ersten Lektionen jeweils in der Flexionsform angeführt, in der sie im Text vorkommen – auch wenn die entsprechenden Deklinationen oder Konjugationen Thema des zugehörigen Grammatik-Kapitels sind.

Die grosszügigen Angaben (von denen jeweils nur 10–20% als Lernstoff markiert sind) erlauben es, die Lernenden von Anfang an mit relativ anspruchsvollen Texten zu konfrontieren. Deren

Erschliessung dürfte sich zunächst recht zeitaufwendig gestalten, zumal da die Vokabeln nicht in der Reihenfolge ihres Vorkommens im Text erscheinen, sondern aus einer alphabetischen Liste herausgesucht werden müssen; die dadurch gewonnene Übung dürfte sich aber später bei der Benutzung von Wörterbüchern als nützlich erweisen.

Die ersten drei Lektionen sind unter dem Titel *Athens at Sea* zusammengefasst. Hier wird anhand einer erfundenen, aber auf antiken Quellen basierenden Geschichte ein Einblick in das Alltagsleben im Athen des 5. Jh. v.Chr. gegeben; ausserdem wird von historisch bedeutenden Ereignissen wie der Schlacht bei Salamis und einem Angriff der Spartaner auf den Piräus zu Beginn des Peloponnesischen Krieges berichtet. Die folgenden Texte lehnen sich zunehmend stark an antike Originale an. Auch hier bilden jeweils drei bis vier Lektionen eine thematische Einheit: 4–7 «Moral decay?» (Pest in Athen, nach Thukydides; Sokrates und die sophistische Bewegung, mit Ausschnitten aus den *Wolken* des Aristophanes und Platons *Apologie*); 8–11 «Athens through the comic poet's eyes» (mit Ausschnitten aus vier weiteren Aristophanes-Komödien); 12–15 «Women in Athenian society» (grössere Teile der Demosthenes zugeschriebenen Gerichtsrede gegen Neaira, ergänzt durch erfundene, aber überwiegend auf Argumenten aus der Rede basierende Dialoge zwischen drei Mitgliedern des Richterkollegiums; dazu ein kurzes Stück aus Euripides' *Alkestis*); 16–18 «Athenian views of justice» (nach Demosthenes und Platon). Wer dem Lehrgang bis hierher gefolgt ist, hat mithin alle wichtigen Gattungen der klassischen Literatur Athens im 5./4. Jh. v.Chr. kennengelernt. Es folgen eine Einführung in den ionischen Dialekt und die Sprache Homers anhand zweier unveränderter Originaltexte: 19 «God, fate and man» (Herodots Adrestos-Novelle) und 20 «Homeric hero and heroine» (die Nausikaa-Episode aus der *Odyssee*; rund 200 vv. auf Griechisch, der Rest in englischer Übersetzung).

Der grösste Teil des Begleitbandes dient der schrittweisen Einführung und Festigung des Grammatikstoffs zu den einzelnen Lektionen. Regelmässig eingestreute Übungen und Kontrollfragen sorgen dafür, dass die Lernenden jederzeit Klarheit darüber haben, ob sie den verlangten Wissensstand erreicht haben oder nicht. Dank dem lebendigen kommunikativen Stil werden auch die grammatischen Erläuterungen zu einer angenehmen Lektüre, die einen gelegentlich schmunzeln lässt (etwa S. 93: «There were also wise words at 52 about the 2s. [2. Sg.] and intervocalic sigmas which you will well, ah, recall.»). Das Übungsmaterial ist reichhaltig; neben einfachem Formen-Training und Übungen zur Wortbildung finden sich auch kurze Sätze, die vom Englischen ins Griechische zu übersetzen sind; am Ende jeder Sektion steht ein griechischer Text, der sich den Lernenden nun ohne Beiziehung von Hilfsmitteln erschliessen sollte. – Eine «Reference Grammar» (mit einer systematischen Zusammenfassung des wichtigsten Grammatikstoffs), eine Reihe von «Language Surveys» (mit vertiefenden Erläuterungen zu einzelnen Aspekten der griechischen Sprache wie der Kasus- und Moduslehre) und mehrere Indizes bilden den Abschluss des Bandes.

Im ganzen bietet *Reading Greek* eine sorgfältig konzipierte, interessante Einführung in die griechische Sprache, Literatur und Kultur vornehmlich der klassischen Zeit. Auffällig sind Menge und Umfang der Lektionstexte (zum Vergleich: Das im deutschen Sprachraum in Universitätskursen bevorzugte Lehrbuch *Kantharos* beschränkt sich auf 60 kürzere Lesestücke; die in *Reading Greek* zu bewältigende Textmenge ist rund 4× so hoch). Wer sich mit dem nötigen Engagement auf die Arbeit einlässt, wird für seine Mühe aber reich belohnt.

Magdalene Stoevesandt

Wilfried Stroh: Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer grossen Sprache. List Verlag, Berlin 2007. 415 S.

Ungebeugt vom Niedergang der klassischen Sprachen, vom Prinzip Hoffnung geleitet, das nach jedem Strohalm greift, breitet der streitbare Münchner Philologe mit unverwüstlichem Optimismus eine Geschichte der lateinischen Sprache vor uns aus, die, tote Sprache hin oder her, lebendiger nicht sein könnte und sich trotz ihrer über 400 Seiten als «kleine Geschichte» deklariert. Das ist bescheiden, handelt es sich doch um die Summe lebenslanger Erfahrung, aus der die verschiedensten Aspekte nicht nur der Sprachgeschichte, sondern auch der oft deutlich von der Politik (auch der Kirchenpolitik) geprägten Philologie- und Bildungsgeschichte beleuchtet werden (faszinierend der Bogen, der von der Bildungspolitik des Kaiserreichs bis zur jüngsten Zeit geschlagen wird). Die Themen in Form einzeln konsumierbarer Streiflichter sind mit der für eine breite Leserschaft gehörigen Nonchalance

bereits in den Titeln launig und spannend formuliert: «Latein aus dem Ei gepellt», «Wie finster war das lateinische Mittelalter?», «Die Musen kommen über die Alpen», «Lateinische Tanzstunden im Industriezeitalter». Bei so viel enthusiastischem Einsatz, gerade auch für das gesprochene Latein, geht es nicht ohne Übertreibung ab (in einem Zeitgenossen ortet S. den «grössten Lateinkomponisten seit Ende des Altertums») noch ohne (augenzwinkernden?) historiographischen Paukenschlag («Der eigentliche deutsche Humanismus beginnt im Juli 1456 mit Trompetenstössen»). Aber es wäre verharmlost, würde man das Buch auf das Amüsante und Anekdotenhafte reduzieren, denn es werden auch sehr ernste Töne angeschlagen (Altsprachler im Dritten Reich). Eine ausführliche Zeittafel, reichliche kommentierte Literaturhinweise sowie Personen- und Sachregister bieten erwünschte Orientierungshilfe.

Bruno W. Häuptli

Wolfgang David Cirilo de Melo: The Early Latin Verb System. Archaic Forms in Plautus, Terence, and Beyond. Oxford Classical Monographs. Oxford University Press, Oxford 2007. XVIII, 413 S.

In diesem aus einer Oxforder D.Phil.-Thesis hervorgegangenen Buch nimmt sich der im Bereich der Sprache der altlateinischen Komödie bereits gut ausgewiesene Autor eines Problems an, das zwar von allen für sehr bedeutsam erachtet wird, jedoch noch nie wirklich umfassend behandelt worden ist: Es sind die ausserhalb des (klassischen) Paradigmas stehenden Verbformen vom Typus *faxō*, *faxim*, *impetrāssere*, *duim* und *attigās*. Typischerweise ist der Problembereich im Handbuch von Manu Leumann (Lateinische Laut- und Formenlehre, 1977) über verschiedene Teile verstreut, die teils dem Lexikon (*duim*, 528), teils dem Modus (*attigās*, *faxim*, 573–575), teils der Stammbildung (*faxō*, *faxim*, *amāssō*, Schlusskapitelchen 621–624) gewidmet sind. De M. nun nimmt sich das Material systematisch vor, bespricht sorgfältig den Gebrauch dieser Formen im Vergleich zu den «normalen», analysiert ihn synchron und beobachtet seine Veränderungen diachron. In einem ersten Teil werden vier Probleme des vorklassischen Verbbaus besprochen: der Gebrauch des Futurs und des *futurum exactum*, die Zeitenfolge, Verbote mit Konjunktiv Präsens und Perfekt sowie Infinitive mit futurischer Bedeutung. Der zweite Teil ist dem synchronen Gebrauch der fünf Formtypen, d.h. der drei sigmatischen Formen (Futur, Konjunktiv, Infinitiv) sowie *duim* und *attigās*, gewidmet, der dritte Teil enthält die diachrone Betrachtung (zurück in die italische und indogermanische Vorgeschichte und nach vorne bis zum Aussterben der Formen), in einem vierten Teil wird eine kurze Bilanz gezogen, und den Schluss bilden wie üblich Bibliographie, Stellen-, Wort- und Sachindex. Die Breite der Faktoren, die zur Erklärung herangezogen oder mindestens geprüft werden, ist beeindruckend: Sprachwandel, Stil und Sprachregister, Pragmatik, Syntax, Morphologie, Metrik usw.; manchmal führt dies jedoch – nur schon wegen der beschränkten Zeugnislage – auch zu Null-Ergebnissen, da für verschiedene postulierte Haupterklärungen die jeweiligen Ausnahmen *ad hoc* gerechtfertigt werden können. In vielen Fällen aber können Erklärungen ausgeschlossen oder umgekehrt als sehr wahrscheinlich erwiesen werden (etwa für den futurischen Gebrauch des Infinitiv Präsens, 161), und dies – zusammen mit den sorgfältigen Diskussionen der zahlreichen Textstellen – macht das Buch sehr wertvoll.

Rudolf Wachter

J. N. Adams: The Regional Diversification of Latin 200 BC – AD 600. Cambridge University Press, Cambridge 2007. XIX, 828 S., 18 Karten.

Nach verschiedenen Untersuchungen zu Spezialregistern des Lateins und zur Mehrsprachigkeit in der Antike legt A., derzeit einer der bedeutendsten Erforscher der lateinischen Sprache, ein weiteres Standardwerk vor, diesmal zu den regionalen Ausprägungen des Lateins während der gesamten literarischen Epoche. Das Buch ist gegliedert in I. *Einführung* (mit wichtigen Definitionen; 1ff.), II. *Die republikanischen Inschriften* (Diskussion lautlicher Erscheinungen; 37ff.), III. «*Explicit evidence for regional variation*» in der Republik (114ff.), IV. desgl. in der Kaiserzeit (Italien, Spanien, Gallien, Afrika, Schlussfolgerungen; 188ff.), dann die Kapitel zu den Texten, aus denen wir relevante Merkmale gewinnen können, V. *Gallien* (276ff.), VI. *Spanien* (370ff.), VII. *Italien* (432ff.), VIII. *Afrika* (516ff.), IX. *Britannien* (577ff.), und schliesslich ein Kapitel X. *zu generellen Erscheinungen in Inschriften* (624ff.) sowie XI. *Schlussfolgerungen* (684–732). Am Ende stehen Karten, eine grosse Bibliographie und je ein Wort-, Sach- und Stellenindex. – Die ältesten Inschriften sind aus-

geblendet (einige kommen aber trotzdem vor, z.B. der Lapis Satricanus 93f.), desgleichen werden die meisten aus stadtrömischen Kontext stammenden Inschriften aus dem Anfang der behandelten Epoche nur ein paar Mal gestreift, wie etwa das *Senatus consultum de Bacchanalibus* von 186 v.Chr., oder ganz übergangen, wie die Inschrift des Aemilius Paullus von 189 v.Chr. (*CIL* I² 614, mit einigen nicht unwichtigen Formen, z.B. *poplus*). Erfreulich breiten Raum erhalten die Zeugnisse über verschiedene Formen von nicht-stadtrömischen *accent* und sein Verhältnis zu dem, was zur betreffenden Zeit (und nach dem Geschmack des jeweiligen Autors) als Standard galt. Zur weiteren Entwicklung des Lateins in der Kaiserzeit werden unzählige Grammatikerzitate sorgfältig diskutiert und wenn möglich zu den inschriftlichen Zeugnissen des betreffenden Phänomens in Beziehung gesetzt. Die Originaltexte, auch Inschriften, sind nur ausnahmsweise in umfänglicherer Weise zitiert, was oft bedauerlich, aber bei dem riesigen Umfang des Materials begreiflich ist. Diese Fülle, speziell der spätlateinischen Zeugnisse, ist denn auch der besondere Vorzug des Werks, in dem – von der Regel des Benedikt (452f.) bis zum Fischkatalog in Ausonius' *Mosella* (304ff.) – alle relevanten Texte unter dem Aspekt regionaler Sprachentwicklung betrachtet werden. Auch ein neuer *terminus technicus* wird vorgeschlagen, «shrinkage» (31f.), für die Erscheinung, dass ein einstmals universell gebräuchliches Wort nur in einer deutlich kleineren Region überlebt hat, überall sonst aber durch ein anderes ersetzt worden ist. In solchen Fällen ist es in der Tat missverständlich, von einem Archaismus zu reden; jedenfalls ist das betreffende Wort während der ganzen Zeit seines Gebrauchs nie als ein solcher empfunden worden (höchstens von uns Sprachhistorikern). Richtig ist auch, dass die Erklärung mittels geographischer Isolation für diese Erscheinung kaum je ausreichend ist, da auch für sehr randständige Gegenden meist sehr leicht gezeigt werden kann, dass andere Innovationen in grosser Zahl eingebracht sind. Das Hauptproblem mit «shrinkage» ist jedoch, wie wir das auf Deutsch («Schrumpfung»?) oder Französisch («ratinage»?) wiedergeben sollen, und günstiger als ein Wort für den Prozess wäre wohl überhaupt eines für das Resultat gewesen. Vielleicht verwenden wir doch besser weiterhin das (lateinische) Wort «Relikt».

Rudolf Wachter

Katja Mueller: Settlements of the Ptolemies. City foundations and the new settlement in the Hellenistic world. Studia Hellenistica 43. Peeters, Leuven/Paris/Dudley, Ma. 2006. XVIII, 249 S., 8 Karten. La fondation de nouveaux centres habités par le pouvoir en place n'était pas un phénomène nouveau, mais il caractérisa pourtant la période hellénistique en raison de l'ampleur de la pratique à cette époque. Il s'agissait là d'un processus vital, commun à tous les royaumes des successeurs d'Alexandre, qui permettait d'unifier des territoires dispersés, de faciliter les communications et de favoriser des mouvements de populations.

L'étude de ce phénomène a donné lieu à de nombreuses publications depuis près d'un siècle, mais Katja Mueller relève l'absence d'une étude particulière consacrée aux fondations ptolémaïques dans leur ensemble. C'est ce à quoi se propose de remédier cet ouvrage qui prend en compte non seulement les fondations ptolémaïques en Egypte mais également hors de celle-ci, en Cyrénaïque, à Chypre, dans l'Egée, en Thrace, en Asie Mineure et en Syrie.

L'opinion communément acceptée est que, comparés aux Séleucides, les Ptolémées ont été peu actifs en termes de fondations de cités. L'auteur le reconnaît, mais, selon elle, cette constatation n'est valable qu'en ce qui concerne l'Egypte et uniquement si seul le type de fondation de la *polis* grecque est pris en compte. Or, les fondations ptolémaïques seraient d'une autre nature, plus complexe, et elle s'applique à les définir.

En outre, jusqu'à présent, les fondations hellénistiques en général ont été étudiées par le biais des sources littéraires grecques, ce qui tend à les présenter en tant que phénomène proprement grec ou gréco-macédonien. Or, la richesse des sources papyrologiques, archéologiques et, dans une moindre mesure, épigraphiques que l'Egypte a conservées, permet d'envisager ce phénomène selon deux perspectives culturelles distinctes: grecque mais aussi égyptienne. Un inconvénient de cette richesse est que, de l'aveu même de l'auteur, cette étude censée embrasser toutes les fondations ptolémaïques du pourtour méditerranéen fait la part un peu trop belle à l'Egypte.

L'auteur traite son sujet en quatre grands chapitres intitulés respectivement: I. *Dynastic Toponyms*, II. *Ptolemaic Foundations as Regional System*, III. *Ptolemaic Foundations as «Urban»*

Systems, IV. *Colonising Egypt and the Eastern Mediterranean*. Elle utilise des méthodes d'analyse empruntées à la statistique et aux sciences sociales. Le texte est accompagné de 34 cartes, listes et tableaux qui illustrent ou résument ses propos, mais qui ne sont pas toujours très faciles à comprendre et dont l'utilité est parfois discutable.

La conclusion tirée de cette étude est que les Ptolémées ont cherché autant que possible à diminuer les grandes différences de densité de population d'une région à l'autre de leur empire. Pour y parvenir, ils ont utilisé un large éventail de solutions.

En Egypte même, ils auraient rapidement et sciemment évité les fondations du type de la *polis* grecque, nuisible à la centralisation traditionnelle de l'administration égyptienne. En fait, les fondations ptolémaïques ont affecté la démographie de l'Egypte plus que son urbanisation. Cela n'est pas un hasard si l'Egypte, la région la plus fertile des possessions ptolémaïques, a aussi attiré le plus de monde. Ainsi, en Egypte en particulier, l'établissement de populations par la volonté du souverain avait certes pour but d'améliorer les communications et les échanges mais aussi et surtout de favoriser l'exploitation agricole du territoire. Les fondations ptolémaïques étaient donc la clé du contrôle politique mais aussi du succès économique et financier de l'empire. Camille Thorens

Pierre Fröhlich/Christel Müller (éds): Citoyenneté et participation à la basse époque hellénistique.

Actes de la table ronde des 22 et 23 mai 2004, Paris, BNE, organisée par le groupe de recherche dirigé par Philippe Gauthier de l'UMR 8585 (Centre Gustave Glotz). Hautes études du monde gréco-romain 35. Droz, Genf 2005. 310 S.

L'ouvrage constitue les actes d'une table ronde organisée par un groupe de recherche du Centre Gustave Glotz/Paris, en 2004. La rencontre avait pour objectif de mettre en discussion la formule «basse époque hellénistique» (ci-après «BEH», II^e-I^{er} s. av. J.-C.), forgée par l'épigraphiste français Louis Robert, et de discuter de la pertinence de distinctions institutionnelles, politiques et sociales entre «haute» et «basse» époque hellénistique. Partant des réflexions d'Aristote (*Politique*, livre III) pour qui la citoyenneté s'exprime par la participation aux affaires publiques, les auteurs s'interrogent sur la nature de la participation civique à la BEH et donc sur le contenu de la citoyenneté à cette époque. L'ouvrage est divisé en trois parties: I. Contours du corps civique, II. Institutions civiques, III. Distinctions sociales et place des notables.

Dans la première partie, I. Savalli-Lestrade aborde le phénomène de la formation des cités en Asie mineure (Torion, Aphrodisias, Antioche du Pyrame), créées à l'occasion d'un changement politique régional et fournissant à un groupe de notables l'occasion de se mettre en évidence. A propos des *paroikoi*, J.-M. Bertrand signale que les modalités de l'intégration au corps civique de ces catégories d'inférieurs n'étaient pas homogènes entre les cités d'Asie mineure mais que l'intégration se produisait toujours lors d'une crise grave. J.-L. Ferrary étudie la problématique de l'octroi de la *civitas Romana* aux Grecs des cités dans le courant du I^{er} s. av. J.-C. et montre que, de privilège exceptionnel, lié à l'*immunitas* et accordé par les généraux romains à leurs amis, la *civitas* devint progressivement dès Auguste un honneur sans avantages fiscaux et dont l'attrait aux yeux des élites grecques variait fortement d'une cité à l'autre.

Dans la seconde partie, Ph. Gauthier traite – à travers trois dossiers épigraphiques méconnus – de la question des intervenants, ces citoyens ordinaires qui présentaient au Conseil, de leur propre initiative, une résolution ou une demande. Ch. Müller analyse l'évolution de la procédure d'adoption des décrets en Béotie, sur la base d'un corpus d'environ 150 documents échelonnés entre le III^e et le I^{er} s. av. J.-C. et classés chronologiquement selon des critères précis, notamment dialectaux. P. Hamon s'intéresse aux mutations dont firent l'objet Conseils et conseillers durant la BEH lorsque les valeurs de hiérarchie sociale devinrent dominantes et que l'influence romaine se fit progressivement sentir. M. Wörle met en lumière – à travers le cas de la cité de Maronée sous l'Empereur Claude – la participation exclusive des évêgètes dans les ambassades civiques, au détriment des citoyens ordinaires. A. Avram montre comment, dans les cités de la Mer Noire contraintes de faire face seules aux pirates et aux razzias barbares, se sont maintenus des corps militaires composés de citoyens, dirigés par des magistrats, les stratèges.

Dans la troisième partie, A. Chankowski analyse des témoignages épigraphiques sur les processions et les cérémonies d'accueil et estime que l'image détaillée qu'on y donne de collectivités civiques

soudées reflète davantage un idéal conservateur inspiré du modèle classique que la réalité sociale contemporaine. E. Chiricat s'intéresse aux funérailles publiques et aux enterrements dans les gymnases, honneurs funèbres destinés à des citoyens exceptionnels par similitude avec les cultes héroïques accordés aux fondateurs de cités; dans ce cadre, E.C. commente en détail le décret de Cyzique pour Démétrios fils d'Oiniadès. P. Fröhlich étudie en détail les documents épigraphiques de Priène gravés sur le portique sacré de l'agora et couvrant la période 160–80 av. J.-C., et souligne l'importance des libéralités consenties pour la cité puisque désormais le modèle du bon citoyen est l'évergète munificent, c'est-à-dire un notable (on aurait apprécié dans ce cadre que soit mieux explicitée la distinction établie par P.F. entre liturgies et magistratures). M. Sève constate la rareté des notables en Macédoine à la BEH et y voit la conséquence des mesures prises par Rome après Pydna.

La conclusion générale de C. Vial donne une cohérence à l'ensemble et tisse des liens entre ces différentes approches.

L'ouvrage offre des réflexions novatrices sur des questions épigraphiques – qu'il s'agisse d'inscriptions isolées (cf. notamment les articles de Ph. Gauthier, M. Wörrle et E. Chiricat), de l'épigraphie d'une cité (Priène) ou d'une région (Béotie, côtes de la Mer Noire, Macédoine) – ; sur des questions chronologiques et sur l'impact d'événements historiques (dissolution de la Confédération béotienne, conséquences de Pydna); sur des problèmes institutionnels (intégration de nouveaux citoyens, obtention du droit de cité, fonctionnement des Conseils ou des ambassades, cahiers des charges des magistrats et des liturges); sur l'évolution des mentalités et sur la place de la BEH comme période de transition. Les index sont détaillés et très utiles. Ces actes, vivifiants par la variété des points de vue présentés, confirment que la BEH constitue un champ d'investigation dans les domaines institutionnels, culturels, sociaux et idéologiques.

Anne Bielman

Catherine Wolff (éd.): **Les exclus dans l'Antiquité. Actes du colloque organisé à Lyon les 23–24 septembre 2004.** Collection du Centre d'Études Romaines et Gallo-Romaines, nouvelle série 23. De Boccard, Paris 2007. 285 S.

A la multiplication récente des études sur la norme et la sécurité publique dans l'Antiquité (C. Moatti, W. Kaiser, *Gens de passage en Méditerranée de l'Antiquité à l'époque moderne. Procédures de contrôle et d'identification*, Paris, 2007) commencent à répondre des travaux sur le phénomène de la marginalisation. C. Wolff a réuni une série de 18 contributions issues d'un colloque qui s'est tenu à Lyon en 2004 sur l'exclusion dans le monde grec et romain. La grande majorité des articles concerne l'époque romaine. Tout en reconnaissant que la notion d'exclusion est moderne, l'éditrice invite le lecteur à découvrir comment se décline une réalité sociale, religieuse et politique qui a touché de manière permanente ou provisoire différentes catégories de personnes: les plus démunis (A. Billault, A. Gros Lambert), les brigands (W. Riess, G. Cornet), les non-citoyens (J. Auberger), les femmes (la *paellex*: M. Tramunto), mais aussi tous ceux qui ne respectent pas les normes sociales (G. Courtieu), des aristocrates condamnés à l'exil pour des motifs politiques (Thucydide: M. Debidour; Cicéron: G. Achard, M. Ledentu, D. et Y. Roman), voire des groupes d'individus, comme les astrologues et les magiciens ou les philosophes et les rhéteurs, expulsés de manière collective (J.-P. Martin). Parmi les puissants, la figure de «l'usurpateur» au IV^e siècle constitue un cas particulier, en marge jusqu'à ce que le succès d'un coup d'état lui accorde la légitimité (Y. le Bohec). La disparité des sources, plus abondantes quand il s'agit de l'élite, ne permet que difficilement d'accéder au vécu des plus humbles. Au quotidien, le phénomène se laisse saisir par le martelage de noms sur des inscriptions (collèges et associations professionnelles: N. Tran), l'interdiction de sépulture pour les suicidés (J.-L. Voisin). L'exclusion constitue aussi une mesure pénale (M. Ducos), un moyen de répression de la compétence de l'Etat, mais aussi de privés (C. Brélaz), mise en œuvre aux frontières par des soldats (M. F. Petracchia). Faute d'avoir clairement défini son objet, l'ouvrage offre un tour d'horizon très disparate; il montre toutefois la richesse potentielle du thème de la marginalité où la notion d'handicap mériterait de figurer, au-delà de la figure légendaire de Thersite (G. Courtieu).

Véronique Dasen

Thomas Späth/Beate Wagner-Hasel (Hg.): **Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis**. Sonderausgabe. Metzler, Stuttgart 2006. XXVI, 494 S., 67 Abb.

Nel corso dell'ultimo decennio il settore degli studi sulle donne e degli studi di genere ha finalmente guadagnato nella ricerca antichistica di lingua tedesca una sua autonomia e visibilità. Tuttavia, a fronte del buon numero di contributi dedicati a temi specifici, spesso nati da iniziative di confronto e di scambio di idee tra gli studiosi, resta sempre relativamente rara la messa a punto di strumenti per l'insegnamento universitario, pensati come introduzione a questo tipo di studi. *Frauenwelten in der Antike* ha rappresentato per questo aspetto una delle poche eccezioni ed è facile capire perché a sei anni di distanza l'editore ne abbia deciso la ristampa in una versione più economica e corretta.

Il volume, presentato esplicitamente dai due curatori come *Arbeitsbuch*, raccoglie in sei diverse sezioni saggi di diversi studiosi di area tedesca, accompagnati da un corredo di fonti testuali e iconografiche, bibliografia di base e suggerimenti per letture di approfondimento (non aggiornate in questa edizione). I temi sono quelli consueti alla storia delle donne (matrimonio, culti, saperi e tradizione, politica e potere, lavoro e relazioni sociali, sessualità) indagati da punti di vista diversi e lungo un arco cronologico molto ampio, che in qualche caso si estende fino alla fine del mondo antico – con l'unica eccezione del saggio di apertura, che offre un insolito scorcio comparativo sul matrimonio nella cultura mesopotamica. All'interno di questo impianto di tipo sostanzialmente tradizionale trovano posto una lunga introduzione, che informa sui più importanti momenti del dibattito storiografico sul genere, e ventisei saggi, molto diversi tra loro per taglio e respiro (si segnalano per coerenza metodologica ed equilibrio quelli di Harich-Schwarzbauer, Hartmann, Wagner-Hasel, Späth), in cui dei contributi più spiccatamente informativi si alternano con letture puntuali di singoli aspetti. Nonostante l'inevitabile eterogenità, il volume resta un sussidio utile per la prassi didattica; attraverso la varietà dei punti di vista e dei metodi, *Frauenwelten in der Antike* mette a disposizione un ampio ventaglio di percorsi tematici per avvicinare a questo tipo di studi, e nel contempo offre l'occasione di sviluppare una riflessione critica sui diversi approcci e le diverse metodologie con cui è possibile occuparsi di genere e culture antiche.

Francesca Mencacci

Elke Hartmann/Udo Hartmann/Katrin Pietzner (Hg.): **Geschlechterdefinitionen und Geschlechtergrenzen in der Antike**. Franz Steiner, Stuttgart 2007. 300 S., 24 Taf.

Der Band ist das Ergebnis einer Berliner Tagung im Februar 2005. Wie bei jeder Sammlung liegen Stärke und Schwäche des Buchs in der Verschiedenheit der Autoren und Themen. Hier sind auch für Spezialisten interessante Einzeluntersuchungen neben mehr überblicksartigen Aufsätzen, die die Herausgeber wenigstens locker thematisch organisiert haben.

Die Publikation widerspiegelt den derzeitigen Stand der Geschlechterforschung: einerseits heute anerkannte Kategorie der Geschichtswissenschaft, andererseits gerade dadurch vor die Aufgabe gestellt, ihre konzeptuelle Verwendung so klar wie möglich zu definieren (in diesem Sinn Schmitt, Pantel und Späth in einem der einleitenden Artikel).

Stephan Schmal («Ares und Aphrodite», S. 102) bringt es auf den Punkt: «Eine Geschlechterforschung, die es ernst meint, muss nach Differenzen und Veränderungen suchen». In einem Band, der nicht den Anspruch auf eine Gesamtdarstellung stellt, kann der Leser auch von jedem Beitrag eine neue Idee erwarten. Solche finden sich auch: Baltrusch in seiner Darlegung zur Veränderung des Status von Frauen und Alten in Athen von Solon bis in die Hochklassik gelingt der heikle historische Erkenntnisgewinn aus literarischen Texten in seiner Interpretation der verschiedenen Orestie-Dramen. Auch Fuhrers Anwendung von Rollentheorie auf Catulls erotische Dichtung ist überzeugend.

Die Beiträge, die archäologisches Material kulturgeschichtlich interpretieren, sind ergänzt mit einem guten Bildanhang, der insbesondere Oehmkes These zum «effeminierten Priapus» wesentlich unterstützt.

Weniger überzeugend, trotz einzelnen interessanten Ansätzen, ist Günther («Krieg – Sache der Männer?»), da ihre Begrifflichkeit «Sache» hier zu vage ist und ihr der knappe Rahmen eines Artikels weder einen befriedigenden Überblick noch eine originelle These zu einem einzelnen Aspekt ermöglicht.

Margaretha Debrunner

Mireille Corbier: Donner à voir, donner à lire. Mémoire et communication dans la Rome ancienne. CNRS Editions, Paris 2006. 292 p.

Par ce livre, Mireille Corbier, directrice de recherche au CNRS et directrice de l'*Année épigraphique*, tire la somme de vingt-cinq ans de travaux sur l'écriture dans la civilisation romaine impériale. Contrairement aux manuels d'initiation à l'épigraphie latine, ce ne sont pas les carrières sénatoriales et équestres qui sont au centre de l'intérêt de l'auteur, mais des aspects anthropologiques (comme le précise le chapitre d'introduction, p. 9–50, dans lequel les noms de Paul Veyne, de Jack Goody et d'Armando Petrucci sont souvent cités): le rôle des textes écrits exposés en public ainsi que le choix des textes destinés à être conservés à long terme ou à être affichés temporairement; les acteurs sociaux et les lieux d'exposition des textes écrits; les problèmes de lisibilité et de réception des messages. Le livre est richement illustré, les images d'excellente qualité ne servant pas seulement à embellir le texte, mais faisant partie intégrante du discours de l'auteur. Soulignons avec C. que dans le monde romain, l'écriture était omniprésente, non seulement par des documents officiels exposés dans des lieux publics, mais aussi dans la maison par des graffites, par des noms insérés dans les mosaïques ou apposés sur d'autres objets (les actes du colloque international *L'écriture dans la maison romaine*, sont d'ailleurs sous presse). Même si l'oral jouait un grand rôle dans la société impériale, le public des villes romaines était alphabétisé, quoique probablement à différents niveaux de compétence (ainsi C. réfute l'hypothèse de W. Harris, 1989, voir en part. p.77–85).

Le livre est divisé en quatre parties, elles-mêmes subdivisées en dix chapitres qui reprennent des travaux antérieurs de l'auteur. Nous en sélectionnons quelques aspects seulement. De la première partie dédiée à l'écriture exposée, il faut mentionner – en dehors des chapitres plus attendus sur l'écriture dans l'espace public ou sur l'alphabétisation de la population – le chapitre sur l'écriture et l'image (p. 88–90), ainsi que celui sur l'écriture dans l'image (p. 91–128, refonte d'une contribution parue en 1995). C. analyse d'une manière précise la position de l'écriture, notamment le texte au second degré tel qu'on le voit à travers la représentation d'un autel orné d'une dédicace gravée, ou à travers l'insertion dans la représentation d'une mosaïque du nom du commanditaire et des animaux figurés, ainsi que des acclamations et des paroles humaines. Dans la deuxième partie consacrée à l'affichage et à l'espace public (p. 131–195), C. recense les lieux d'affichage des constitutions impériales en faveur des vétérans, lieux qui sont connus par leur mention dans les diplômes militaires; suit une discussion sur l'emplacement précis de la statue de César (*statua lorica diui Iulii*) et une autre sur la localisation de *in Palatio in porticu*, lieu de séances du Sénat en 16 et en 19 ap. J.-C. Pour étudier la thématique de l'affichage et de la communication (p. 183–213), C. analyse d'une part les célèbres sénatus-consultes en l'honneur de Germanicus et celui intitulé *De Cnaeo Pisone patre* (20 ap. J.-C.), et d'autre part l'édit de Caracalla qui est conservé sur une table en bronze retrouvée à Banasa. C. examine en particulier le nouveau langage du pouvoir en décortiquant la notion de *domus Augusta*. La dernière partie qui est consacrée aux stratégies d'affichage part de l'inscription de Saepinum (*CIL*, X, 2438) pour discuter du rapport entre le lieu de découverte de quelques inscriptions et les antiques chemins de transhumance tandis que le rôle des naviculaires d'Arles est analysé d'après un disque de bronze retrouvé au Liban qui représente la copie d'un édit émanant probablement de Septime Sévère et de Caracalla.

Comme on le voit, à chaque fois C. choisit une inscription, part de l'explication précise du texte en s'appuyant uniquement sur une documentation fiable pour aboutir à des considérations plus amples, sans toutefois tomber dans le piège d'une généralisation excessive. Par opposition aux chercheurs des siècles passés, C. combine l'explication du texte, l'étude du monument qui supporte le texte et l'analyse de l'insertion du texte dans le contexte visuel, en soutenant son discours par des illustrations. Le livre est riche en suggestions et témoigne de la culture très vaste de l'auteur (cf. dans le chapitre d'introduction la comparaison entre le monde romain et le Moyen Âge ou les Temps modernes). On ne peut qu'apprécier la volonté de l'auteur de réunir et de retravailler des articles parfois difficiles à repérer. Un seul bémol: on aurait souhaité que des index développés accompagnent le volume.

Anne Bielman

Rita Compatangelo-Soussignan/Christian-Georges Schwentzel (éds): *Etrangers dans la cité romaine. Actes du Colloque de Valenciennes (14–15 octobre 2005) «Habiter une autre partie: des incolae de la République aux peuples fédérés du Bas-Empire»*. Collection Histoire. Presses Universitaires de Rennes, Rennes 2007. 265 S.

Des contributions qui constituent ce volume, on retiendra d'abord l'introduction de Mme Rita Compatangelo-Soussignan, qui définit la notion d'*incola* en se référant à l'important ouvrage de Y. Thomas, *«Origine» et «commune patrie». Etude de droit public romain (89 av. J.-C. – 212 ap. J.-C.)* (Paris 1996), et qui relève, à mon avis avec raison, que les *incolae*, qui ont leur domicile «ailleurs», sont principalement des négociants. De la première partie (*«Incolae et étrangers domiciliés dans le monde romain: aspects normatifs»*), la contribution la plus convaincante me paraît être celle de O. Licandro, *«Domicilium e incolae tra repubblica e principato»* (p. 43–76): en se basant sur des textes de Plaute, L. tente de démontrer que le *domicilium*, c'est-à-dire le lieu de résidence légal par opposition au lieu d'origine, existait déjà à la fin du III^e siècle (il aurait pu citer aussi Liv. 27,37,9–10, où *domicilium* a incontestablement le sens de domicile légal). Les contributions de la seconde partie (*«La physionomie des communautés étrangères en Occident et leurs cultes»*) sont pour la plupart des inventaires très utiles d'étrangers résidant en territoire romain: Egyptiens à Rome, en Italie et en Occident (par J.-L. Podvin); étrangers d'origine orientale à Puteoli (par G. Soricelli); Nabatéens à Rome et à Pouzzoles (par Ch.-G. Schwentzel). Les contributions de la troisième partie (*«Mouvements de populations dans le Nord de la Gaule et les Germanies: de l'époque celtique à la fin de l'antiquité»*) portent sur des sujets totalement différents qui n'ont pas grand-chose à voir avec le titre de l'ouvrage ni avec les contributions de la première et de la deuxième partie: les deux premières (par G. Leman-Deliverie et B. Pichon) présentent le matériel archéologique attestant l'immigration ou la présence de populations barbares au Nord-Ouest de la Gaule et de la Gaule Belgique, alors que la troisième, par F. Lamberti, examine les relations entre les Ubii et Rome.

Ce qui manque, dans cet ensemble de contributions à un colloque, c'est une véritable ligne directrice, une problématique comme on a l'habitude de le dire aujourd'hui. Cette critique ne remet pas en cause la qualité des contributions en elles-mêmes, qui est incontestable pour la plupart d'entre elles; mais les actes de colloques gagnent en intérêt et en crédibilité lorsqu'ils sont centrés sur un sujet bien défini et limité.

Adalberto Giovannini

Cédric Brélaz: *La sécurité publique en Asie Mineure sous le Principat (I^{er}–III^{ème} s. ap. J.-C.). Institutions municipales et institutions impériales dans l'Orient romain*. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 32. Schwabe, Basel 2005. XII, 530 S.

Cette thèse de doctorat, faite sous la direction du Professeur Pierre Ducrey et soutenue à Lausanne en 2004, a pour objet de définir la répartition en Asie Mineure des tâches entre le pouvoir romain et les autorités municipales dans le maintien de l'ordre et de la sécurité, notamment par la répression du banditisme et du brigandage. Le choix de l'Asie Mineure s'explique par l'abondance de la documentation pour cette région de l'Empire romain. Contrairement à ce qu'avait soutenu N. Yannakopoulos dans une étude publiée en 2003, l'auteur tente de démontrer que les fonctionnaires locaux préposés au maintien de l'ordre et de la sécurité dans les cités, notamment les *irénarques*, n'ont pas été imposés par Rome, mais ont été institués par les cités elles-mêmes de manière autonome. Je pense qu'il a raison parce que c'est dans l'habitude du pouvoir romain de respecter les institutions municipales dans la mesure où elles ne sont pas incompatibles avec les intérêts de l'Etat romain.

L'ouvrage comprend quatre parties. Dans la première, consacrée aux conditions historiques et au cadre juridique du maintien de l'ordre dans les provinces, B. relève que celui-ci était une des tâches principales des gouverneurs et met en même temps en évidence les faibles moyens dont ils disposaient pour assumer cette tâche, ce qui les obligeait à collaborer avec les autorités municipales. Dans la seconde partie il examine les facteurs d'insécurité, soit principalement le brigandage et les rébellions, faisant remarquer avec pertinence que la distinction entre brigands et populations rebelles au pouvoir romain n'est pas toujours claire (c'est notamment le cas dans l'œuvre de Flavius Josèphe à propos du peuple juif). La troisième partie, beaucoup plus longue que les deux premières, est une présentation très détaillée des institutions municipales chargées du maintien de l'ordre et de

la sécurité dans les cités. La quatrième enfin tend à définir le rôle des troupes romaines dans la lutte contre l'insécurité. L'ouvrage est complété par un très utile appendice épigraphique, une abondante bibliographie et des index.

C'est une thèse de très bonne qualité. L'auteur maîtrise parfaitement la documentation tant littéraire qu'épigraphique; mais surtout, il comprend remarquablement bien le fonctionnement de l'Empire romain lequel, avec des moyens limités et dans des conditions souvent difficiles, a réussi à gérer tant bien que mal l'ordre et la sécurité publique dans les provinces en s'appuyant sur les institutions municipales.

Adalberto Giovannini

F. Millar: *The Greek World, the Jews, and the East*. Edited by Hannah M. Cotton and Guy M. Rogers. Rome, the Greek World, and the East, volume 3. The University of North Carolina Press, Chapel Hill 2006. XXXII, 516 S., 4 Abb., 3 Karten.

Wer den dritten und letzten Band mit ausgewählten Artikeln des emeritierten Oxforder Althistorikers Fergus Millar (M.) zur Hand nimmt, dem sei empfohlen, ihn zuerst einmal wie ein in semitischer Sprache verfasstes Werk aufzuschlagen. Im Epilog nämlich meldet sich M. mit einem zuvor noch nicht abgedruckten Beitrag und mit Bedenken zu Wort, von denen sich der Leser schon während der Lektüre der hier wieder abgedruckten Artikel überzeugen liess: Angesichts der fundamentalen Bedeutung von Inschriften, Papyri und Münzen müsste im Grunde, schreibt M., ein Wörterbuch in erster Linie auf jenen *unmittelbaren* Quellen, und nicht auf der in mittelalterlichen Handschriften überlieferten Literatur basieren. Die vom Altertumswissenschaftler geforderten Sprachkenntnisse müssten über das Griechische und Lateinische hinausgehen und z.B. auch das Aramäische, Syrische und Hebräische umfassen. In einer neu definierten Alten Geschichte (505: «A different 'ancient history'?»), die sich auf den östlichen Mittelmeerraum im ersten vor- und ersten nachchristlichen Jahrtausend konzentrieren könnte, wären Griechisch und Hebräisch die wegweisenden Sprachen (506). Jedenfalls sollte die Altertumswissenschaft in erster Linie auf die aus der Antike greifbaren Quellen zurückgreifen, statt sich an den Interessen der späteren Rezeption zu orientieren.

Die Arbeiten M.s stehen nicht selten für die Hinterfragung etablierter Ansichten: Die Beiträge des ersten Teils («The Hellenistic World and Rome») bezweifeln eine starke Hellenisierung von Syrien und Palästina (zumindest in früher Zeit). Der Aufstand der Makkabäer im 2. Jh. v.Chr. zeigt nach M. gerade, wie «unhellenisiert» diese Gegenden zuvor waren. M. kommt so zu ganz anderen Schlüssen als M. Hengel in *Judentum und Hellenismus* (1969/1973), der ein stärker hellenisiertes Palästina zeichnet. Möglicherweise ist M.s Kritik an Hengel hier etwas scharf.

Im Beitrag «Reflections on the Trials of Jesus» (aus dem zweiten Teil des Bandes: «Rome and the East») versteht M., *faute de mieux*, das Johannes-Evangelium als verlässlichsten Bericht über Leben und Tod Jesus. Jesus war einer jener Unruhestifter, von denen man vor allem bei Flavius Josephus hört und die von Rom regelmässig zurückgebunden wurden (160). Das Johannes-Evangelium stellt Pilatus' Entschluss, Jesus hinrichten zu lassen, nicht als ein aus einer Gerichtsverhandlung hervorgegangenes Verdikt dar, sondern als einen politischen Entscheid, der aus dem Druck der jüdischen Obrigkeiten und der Masse hervorging, schreibt M. (161).

Latein gerät zumindest einmal ins Zentrum der hier neu abgedruckten Beiträge: in «Latin in the Epigraphy of the Roman Near East» nämlich (223–242). Wichtig ist auch der Artikel «Hagar, Ishmael, Josephus, and the Origins of Islam» (351–377, aus dem dritten Teil des Werks: «Jews and Others»), der u.a. zeigt, wie einflussreich Josephus' Einordnung der Araber als Abkömmlinge von Hagar und Ismael wurde. M. weist auch darauf hin, dass pagane Autoren keinen Versuch unternahmen, die Herkunft der Araber von der griechischen Mythologie abzuleiten (bei der Frage der *origo Iudaeorum* konnte dies anders sein: 354–355).

Nicht in jedem Beitrag wird eine These verteidigt, gelegentlich plätschert die Argumentation etwas dahin (so im Artikel «Dura-Europos under Parthian Rule», 406–431). Aber es besteht kein Zweifel: Dieser dritte Band gesammelter Artikel von Fergus Millar beeindruckt durch den enormen (im eigentlichen Sinne des Wortes) Wissenshorizont des Autors und durchgehend durch scharfsinnige Analysen. Dies ist keine Artikelsammlung, in der man bei Gelegenheit nachschlagen möchte, sondern eine, auf die man sich angewiesen fühlt.

René Bloch

Marie-Henriette Quet (éd.): La «Crise» de l'Empire romain de Marc Aurèle à Constantin. Mutations, continuités, ruptures. Avec une préface d'Andrea Giardina et des conclusions de Michel Christol. Passé Présent. Presses de l'Université de Paris-Sorbonne, Paris 2006. 715 S.

Der von M.-H. Quet herausgegebene Sammelband umfasst die Mehrzahl der Arbeiten, die am Centre Gustav Glotz im Rahmen eines Forschungsprogrammes, das sich mit der Krise des 3. Jh. beschäftigte, zwischen 1999 und 2001 vorgestellt wurden. Das gesamte Programm dauerte von 1997–2001. Seit 1997 wurden drei Themenbereiche behandelt, nämlich die kaiserliche Ideologie, die Krise des 3. Jh. und Fragen der Verwaltung, Themenbereiche, die sich auch in den drei Hauptthemen widerspiegeln, nach denen die 25 Abhandlungen gegliedert sind, nämlich der Kaiser und die Vorstellungen von ihm, Zentrum und Peripherie (Rom, Städte und Provinzen) sowie Zeit der Krise und die damit verbundenen Vorstellungen im religiösen, politischen, sozialen und historiographischen Bereich. Den drei Themengruppen voran geht eine Einleitung von A. Giardina, die sich ausführlich mit dem Begriff der Reichskrise und deren Periodisierung befasst. Dieser Begriff, seine Definition und sein konkreter Inhalt bilden das zentrale Thema des Bandes. Der Einleitung folgt ein Vorwort von M.-H. Quet, das ausführlich die äusseren Voraussetzungen für den Band schildert. An die drei Themenbereiche an schliesst ein Schlusswort. Es folgen Karten und kurze Zusammenfassungen aller Beiträge mit Ausnahme von zweien in Französisch und Englisch, die eine rasche Orientierung erlauben, sowie ausführliche Register, nämlich ein Namensindex, ein geographischer und ein recht ausführlicher Sachindex. Die Beiträge umfassen die Zeit von Marc Aurel bis zum Ende der Regierungszeit Konstantins. Sie erörtern mehrheitlich einzelne Probleme aus ganz verschiedenen Bereichen, so z.B. wie die privilegierte Stellung Roms in der Panegyrik zwischen 289 und 321 schrittweise in Frage gestellt wurde, oder das Problem, ob bei einigen numismatischen Darstellungen eines kämpfenden Kaisers dieser mit einem Speer oder einem Langszepter dargestellt ist.

Joachim Szidat

Oliver Schmitt: Constantin der Grosse (275–337). Leben und Herrschaft. Kohlhammer, Stuttgart 2007. 320 S., Abb. im Text.

O. Schmitts (S.) Konstantinbiographie ist die fünfte allein im deutschsprachigen Raum innerhalb der letzten zwölf Jahre. Dies dürfte mit dem öffentlichen Interesse zusammenhängen, das aus Anlass der 1700 Jahre geweckt wurde, die seit seiner Erhebung zum Kaiser am 28. Juli 306 in York vergangen sind, ein Ereignis, das auch durch drei grosse Ausstellungen in England, Italien und Deutschland ins allgemeine Bewusstsein gebracht wurde. S.s Buch wendet sich vor allem an Studenten und sonstige interessierte Leser im deutschsprachigen Raum. S. versucht in enger Anlehnung an die Quellen in einer Reihe von Fragen zu selbständigen Lösungen zu gelangen. Er lässt dabei in der Regel die Positionen, die er nicht teilt, hinreichend deutlich werden. Der Rezensent steht einer Reihe von Auffassungen, die S. vertritt, eher kritisch gegenüber. Drei Beispiele mögen genügen: Sicher kann man aufgrund der Quellen nicht von einer Bekehrung Konstantins im Jahre 312 sprechen, seine Förderung des Christentums, die unmittelbar danach einsetzt, geht aber weit über eine blosse Duldung und Anerkennung hinaus und ist allein mit politischen Gründen kaum zu erklären. Dies zeigt z.B. seine Stiftung von S. Giovanni in Laterano. Auch das Silbermedaillon, das 315 geprägt wurde und auf dem ein Christogramm auf einer Scheibe vorne am Helmbusch erkennbar ist, lässt sich nicht als offizielles Dokument leugnen. Es wurde keineswegs für eine kleine christliche Minderheit geprägt, sondern in einer Auflage von mehreren tausend Exemplaren oder sogar noch mehr. Dies legen die drei bisher bekannten nahe, die alle aus verschiedenen Stempeln stammen. K.s militärische Laufbahn in der Umgebung Diokletians darf ebenfalls nicht unterbewertet werden. Die Stellung eines *tribunus* reicht als Sprungbrett für den Thron. S. erkennt, dass im Rahmen der ersten Tetrarchie für die direkten Nachkommen keine politisch gangbare Lösung vorgesehen war. Dieser Mangel war der Ausgangspunkt für den Zerfall der tetrarchischen Ordnung.

Joachim Szidat

Lea M. Stirling: *The Learned Collector. Mythological statuettes and classical taste in late antique Gaul*. University of Michigan Press, Ann Arbor 2005. 320 S.

Lea Stirlings Buch, der erste Survey privater spätantiker Statuetten, baut durch Interaktionen zwischen dem *gelehrten Sammler* und seinen Objekten eine Brücke zwischen der materialen und intellektuellen Kultur im spätantiken Gallien. In Kap. 3 (20–90), dem umfangreichsten der überarbeiteten Ph.D. Thesis von 1994, präsentiert sie Funde aus sechs spätantiken Villen. Trotz methodischer Probleme ist das Resultat, obgleich nicht unerwartet, konkret fassbar: Nur in den grössten Villen waren Statuen und Mosaikfussböden zu finden – ein weithin sichtbares Statussymbol der Reichen (70–71). Nicht erforscht sind die Mechanismen von Transport und Verbreitung der mythologischen Statuetten aus Marmor (229). Parallelen deuten aufgrund stilistischer Kriterien auf östliche Manufakturen in Asia Minor, besonders in Konstantinopel, hin und können dem späten 4. und frühen 5. Jh. zugeordnet werden (127–129). Anders als Bergmann und Hannestad wagt Sterling die Hypothese, dass man bei den über 100 Fundstücken von Chiragan anstelle einer Produktion in den Werkstätten von Aphrodisias auch an ein Zentrum zum Vertrieb von Statuen an der Garonne denken könnte (58).

Mit den archäologischen und kunsthistorischen Befunden konfrontiert sie die literarische Evidenz: *Paideia* und klassizistischer Geschmack der gallischen Aristokratie spiegeln sich darin. Die Untersuchung wird von der Lebenswelt des Ausonius von Bordeaux (Kap. 5) auf Skulpturen und ihre Sammler im gesamten Imperium Romanum (Kap. 6, vgl. 4–5) ausgedehnt. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit man Statuetten mit Statuen und Porträts vergleichen kann, wie es Lea Stirling mangels anderer Zeugnisse notgedrungen tut: War es wirklich nur eine Frage der Grösse und des Preises und nicht vielmehr die Funktion, die sie voneinander unterscheidet?

Der Titel *The Learned Collector* setzt ein Zeichen: Sammlungen mythologischer Marmorstatuetten, die sich in den Zentren der einheimischen Aristokratie im südwestlichen Gallien konzentrieren (Fig. 1), spielen nicht nur eine Rolle als Elemente zur Dekoration luxuriöser Villen wie in Chiragan bei Toulouse. Sie sind – und darin besteht das besondere Verdienst Lea Stirlings – wie die traditionelle rhetorische Bildung und das Lesen der Klassiker Massstab für Status und *Paideia* der spätantiken Eliten (141). Nur jene vermochten den Code gelehrter mythologischer Anspielungen zu entschlüsseln. So verwundert es nicht, wenn religiöse Funktionen der Statuetten im spätantiken Gallien nicht nachweisbar sind und pagane Götter ikonographische Ähnlichkeiten mit einer Christusfigur, sei es als thronender Pantokrator oder beim Akt der *translatio legis* an Petrus, zeigen (Fig. 47 und 54). Abschliessend zieht die Autorin nicht die letzte Konsequenz aus ihrer gelungenen Analyse: Mythologische und christliche Statuetten sind nicht «decorative rather than religious» (231), sondern visualisieren in höherem Masse die Bildung des Hausherrn als seine religiöse Einstellung.

Sigrid Mratschek

David Kremer: *Ius Latinum. Le concept de droit latin sous la république et l'empire*. Romanité et modernité du droit. De Boccard, Routledge, Paris 2006. XII, 272 S., plans, tableaux, bibliographie, index des sources citées, index général.

Kremer se propose de donner une définition à la fois diachronique et cohérente du droit latin, depuis sa création au début du V^e siècle av. J.-C., jusqu'à sa disparition au début du III^e siècle de notre ère: l'approche est essentiellement juridique; le contexte historique est volontairement laissé de côté. Dans la première partie, consacrée à l'évolution de ce concept durant la conquête de l'Italie (493–489 av. J.-C.), il étudie les origines et les composantes du droit latin, inventé lors de la conclusion du *foedus Cassianum*, le traité qui lia Rome aux autres cités du Latium. Le droit latin apparaît comme un ensemble de privilèges juridiques (le *commercium* [accès réciproque au droit privé de toutes les cités contractantes], les *conubia* [reconnaissance de l'union et de ses effets juridiques par les deux cités d'origine du couple] et le *ius migrandi* [accès à la citoyenneté locale par l'établissement définitif dans la cité en question]) accordés à tous les ressortissants des Etats signataires du traité, puis à toutes les colonies latines fondées en commun par les cités de la Ligue, mais avec une restriction en ce qui concerne le *ius migrandi*: les colons avaient l'obligation de laisser un fils sur place avant de retourner dans leur cité d'origine. Après la dissolution de la Ligue latine en 338 av. J.-C., Rome s'approprie le

droit latin, qui perd son caractère géographique pour devenir un instrument de la romanisation de l'Italie, sous la forme d'une constitution, calquée sur le modèle romain et appliquée aux colonies fondées par Rome en dehors du Latium. Deux nouveautés apparaissent: le droit pour les Latins de passage à Rome de voter dans une tribu tirée au sort et l'apparition du *ius adipiscendae civitatis per magistratum*, qui remplace le *ius migrandi*, selon l'auteur à partir de 124 av. J.-C.

Dans la seconde partie, Kremer étudie les cinq formes de communautés provinciales préexistantes réorganisées et dotées du droit latin par Rome entre la fin de la Guerre des Alliés en 89 av. J.-C. et la *constitutio Antoniniana* de 212 ap. J.-C.: les colonies fictives de Gaule Cisalpine, les *oppida Latina* d'Espagne et de Gaule Narbonnaise, les *civitates* de Gaule Chevelue, les *gentes adtributae* des régions alpines et enfin le *municipium Latinum*, qui constitue l'aboutissement de l'évolution du droit latin en tant que constitution de type romain appliquée à une communauté pérégrine. L'auteur relève des variantes de détail d'un type à l'autre (permanence ou non des magistratures indigènes; règles différentes pour l'accès à la citoyenneté romaine). L'ouvrage se termine par un survol de la diffusion du municipe latin dans les provinces occidentales et l'examen de son rôle dans la romanisation et l'intégration de l'Empire.

Cet ouvrage de synthèse, remarquable par sa concision, sa densité et sa clarté, très convaincant dans son ensemble, n'en constitue pas moins une véritable thèse: l'auteur a en effet pris le parti d'exposer sa propre vision du droit latin, sans discuter en détails les opinions divergentes, qui sont le plus souvent brièvement signalées en note (p. 36–37, n. 92 à propos du *ius migrandi*), et en écartant certains problèmes jugés insolubles (p. 13–14 et 41–42 à propos du «droit des douze colonies»). Les spécialistes ne manqueront pas de réagir à certaines hypothèses de Kremer (origine prolétaire de la presque totalité des colons latins, y compris ceux qui étaient appelés à constituer la classe dirigeante de la nouvelle cité; existence de tribuns de la plèbe dans toutes les colonies latines). Signalons pour conclure l'une des découvertes les plus intéressantes de l'auteur: la prise en compte du droit latin par les rédacteurs de la Loi des XII Tables pour l'organisation des procès privés, les litiges avec les pérégrins ayant priorité sur les procès entre citoyens romains afin de garantir le respect du délai de 10 jours fixé par le *foedus Cassianum*.

Pierre Sánchez

Pierre Sineux (éd.): **Le législateur et la loi dans l'Antiquité. Hommage à Françoise Ruzé.** Presses Universitaires de Caen, Caen 2005. 265 S.

Ce recueil, fruit d'un colloque qui s'est tenu à Caen du 15 au 17 mai 2003 en hommage à Françoise Ruzé, rassemble 19 contributions de spécialistes, juristes et historiens, sur le vaste sujet du législateur et de la loi dans l'Antiquité. Il se divise en trois parties, qui correspondent chacune à un aspect du thème principal (a: penser la loi; b: écrire et dire la loi; c: le législateur, le magistrat et le prince), enserrées par un prologue dans lequel Alain Foucard définit et explique la problématique du colloque et un épilogue dédié à la codification, du code de Justinien au projet de code civil européen (Hélène Péroz). Le volume se termine par une synthèse de Françoise Ruzé, très riche et intéressante, à l'image du contenu des différentes contributions. Si la plupart des travaux ont pour cadre la Grèce ancienne, le Proche-Orient et Rome ne sont pas oubliés.

Dans la première partie, on signalera les études de Giorgio Camassa, qui s'interroge sur le précepte de l'inaltérabilité des lois chez des Grecs si prompts et si favorables au changement par ailleurs, et de Nikos Birgalias, qui analyse le concept de *nomos* chez Hérodote et Thucydide. Dans la deuxième partie, Dominique Charpin examine le statut du code de Hammurabi et explique le processus de formation de ce dernier ainsi que ses divers usages. Michael Gagarin, quant à lui, revient sur la loi de Dracon sur l'homicide et propose une réflexion très stimulante sur le sens de la loi, tournée vers le passé ou vers l'avenir. Dans la troisième partie, on relèvera les contributions de Françoise Ruzé, qui replace les réformes attribuées à Lycurgue de Sparte dans leur contexte tout en remettant en question leur originalité, et de Patrice Brun, qui montre, à propos de Lycurgue l'Athénien, comment s'est forgée la figure d'un législateur à Athènes au début de l'époque hellénistique et quelles en furent les conséquences dans l'historiographie. Notons encore l'étude de Philippe Moreau, qui analyse de façon très précise le mécanisme de retrait des *rogationes* et se demande quel rôle pouvaient jouer les citoyens romains réunis en *contiones* dans l'élaboration des lois à la fin de la République.

Pour reprendre les mots de Françoise Ruzé: «Le lecteur aura compris qu'une image de la loi se dessine, à la fois très ancrée dans les pratiques judiciaires des communautés et très dynamique: elle se bat contre le poids des habitudes autant que contre le mouvement perpétuel; elle élargit les possibilités de sanction des délits, mais elle pose des limites au maniement de la sanction; elle donne du pouvoir à ceux qui la maîtrisent ou qui l'appliquent, mais elle les contient aussi en interdisant l'arbitraire.»

Ludovic Gay-des-Combes

Emmanuelle Chevreau: Le temps et le droit: la réponse de Rome. L'approche du droit privé. Romanité et modernité du droit. De Boccard, Paris 2006. XI, 353 S., bibliographie, index des sources citées.

Cet ouvrage a pour objectif d'analyser, sous un angle neuf et dans une perspective diachronique, les rapports ambivalents entre le temps et le droit privé romain, des rapports qui sont présentés comme une sorte de duel sans vainqueur ni vaincu. Dans la première partie («L'action du temps sur le droit»), l'auteur analyse l'évolution sémantique du terme *tempus* (chapitre préliminaire), puis elle étudie les effets de l'écoulement du temps sur le droit: l'*usus* (qu'elle traduit par «pouvoir actuel») de la Loi des XII Tables permet de faire valoir ses droits en justice en cas de litige sur la propriété d'un bien; il garantit par ailleurs au mari la *manus* sur son épouse après un an de vie commune, au détriment de la *patria potestas* du père de l'épousée. Quant à l'*usucapio* classique, qui découle de l'*usus* archaïque, elle assure à l'acquéreur la pleine propriété d'un bien mobilier au bout d'un an, d'un bien immobilier au bout de deux ans. Dans tous ces exemples, le temps écoulé apparaît comme un facteur de consolidation. À l'inverse, l'écoulement du temps peut avoir un effet destructeur, notamment dans le cas de la *praescriptio* qui, passé un certain délai – trente ou quarante ans selon les cas –, interdit l'action en justice, et cela même si la revendication était au départ justifiée.

Dans la seconde partie («La victoire du droit sur le temps»), l'auteur étudie les différentes tentatives des juristes pour maîtriser le temps, indissociables des mesures destinées à contrôler l'espace: le délai dans la procédure formulaire et dans l'appel à l'empereur, de même que les obligations contractuelles liant débiteurs et créanciers font du temps un auxiliaire du droit, destiné à garantir son application de manière équitable. Inversement, le droit successoral, qui protège la volonté du testateur au-delà de sa propre existence et la *restitutio in integrum*, qui prétend annuler les effets du temps écoulé, considèrent le temps comme un adversaire qu'il convient de dominer.

Cet ouvrage, qui fait appel à des notions fort complexes et à un vocabulaire très spécialisé, s'adresse en priorité aux historiens du droit privé, mais il intéressera aussi les philosophes, dans la mesure où l'auteur analyse à chaque étape, d'une démonstration très convaincante, les préoccupations et les idéaux qui ont présidé à l'élaboration du droit privé.

Pierre Sánchez

Wolfgang Fauth: Hekate Polymorphos – Wesensvarianten einer antiken Gottheit. Zwischen frühgriechischer Theogonie und spätantiken Synkretismus. Altsprachliche Forschungsergebnisse 4. Dr. Kovač Hamburg 2006. V, 140 S.

W. Fauth hat einen treffenden Titel für sein Buch gewählt, das die Gestalt der Hekate von den frühesten griechischen Zeugnissen an bis in die Spätantike behandelt – ausblickend werden selbst William Shakespeare (1564–1616), Michael Maier (1568–1622) und Athanasius Kircher (1602–1680) erwähnt. Während die Frühzeit recht summarisch abgehandelt ist (1–18), mit Schwerpunkten auf Hesiod, dem homerischen Demeter-Hymnus, dem Medea-Mythos und Theokrit 2, sind die orphischen Belege zu Hekate ausgiebig behandelt (19–25). Die Zauberpapyri erhalten umso breiteren Raum (27–76); es verwundert freilich, zumal die erotische Rolle Hekates und an späterer Stelle (125) die Verbindung Hekates zum Uterus und zum weiblichen Zyklus dargelegt werden, dass ein Wort zur Bedeutung des mehrfach erwähnten Ausdrucks «Baubo» als κοιλία bzw. «sexe féminin» (laut Chantraine, *Dictionnaire étymologique*) fehlt. Das kurze Kapitel zu Nonnos (77–82) kommt unerwartet früh; dass in *Dionysos* 4,279 und 22,349 mit ἡμφιφάης ein Hekate-Attribut aus der chaldäischen Tradition übernommen ist, wurde übersehen. Informativ (aber im Blick auf Hekate übergewichtet) ist das Kapitel zu Pistis Sophia (83–103). Der Abschnitt zu den Chaldäischen Orakeln samt Exegese (105–122) übernimmt ohne nähere Prüfung die Ansichten der Sekundärliteratur; im Kontext hätte sich auch gelohnt, näher

auf die Orakelphilosophie des Porphyrios einzugehen. Die Kommentierung von Hippolytos, *Ref.* 4,35 im Schlusskapitel rekapituliert die vorgelegten Ergebnisse in exemplarischer Weise; es folgen noch ein kurzer Anhang zu Gestalten, die möglicherweise mit Hekate in Beziehung stehen (133–136: Kore Kosmou, Sige, Phikola) und ein Namensverzeichnis (137–140). Das Buch ist als Überblick konzipiert, der auf Detailinterpretation weitgehend verzichtet und vor allem die (fast ausschliesslich schriftlichen) Belege mit einigen grundlegenden Erläuterungen vorführt; reiche Literaturangaben finden sich in den Anmerkungen (ein Literaturverzeichnis fehlt).

Helmut Seng

Dominique Jaillard: Configurations d'Hermès. Une «théogonie hermaïque». Centre International d'Étude de la Religion Grecque Antique. Kernos Supplément 17. Kernos, Liège 2007. 292 S.

Bei dieser Untersuchung, einer zum Teil veränderten und überarbeiteten Fassung der Dissertation Jaillards, skizziert der Autor von historisch-anthropologischem Standpunkt aus die Umrisse einer «hermäischen Theogonie» und ordnet diese in die rituelle und poetische Praxis des griechischen Polytheismus ein. Zur Festlegung von Hermes' Semantik und göttlicher Potenz werden einschlägige mythische Diskurse, formelhafte Epitheta bzw. damit verbundene Attribute des Gottes, (opfer-)rituelle Strukturen und bildliche Darstellungen eingehend berücksichtigt. Den textuellen Ausgangspunkt der Untersuchung stellt der *homerische Hermeshymnos* dar, obwohl das Buch reichlich auch weitere Textquellen in die Interpretation miteinbezieht. Nach einer informativen Einleitung (15–24) behandelt Jaillard im ersten Kapitel die Topographie der göttlichen *gonē* und deren Implikationen für die Qualitäten des Gottes (27–67) sowie den an seine epiphanie-artige Geburt anschliessenden multiplen Wirkungsbereich (69–98). Dann begibt er sich im zweiten Kapitel zur Darstellung der opferrituellen Konfigurationen des Hermes an sich (101–164). Im dritten Kapitel diskutiert er das Verhältnis des Gottes zum (poetischen) Diskurs, zur Wahrsagung und Musik (167–236). Die Schlussbemerkungen rekapitulieren die Hauptthesen der Untersuchung und rechtfertigen den holistischen Ansatz (237–241). In gewisser Hinsicht baut Jaillard auf L. Kahns (*Hermès passe ou les ambiguïtés de la communication*, Paris 1978) Schematisierung auf, indem er die drei Grundkategorien von Hermes' Konzeptualisierung (passage, médiation, communication) verfeinert und weiter spezifiziert.

J.s. grosse Leistung liegt zweifelsohne darin, eine gut begründete Anknüpfung der Gottheit zum einen an das Opferritual (vgl. auch seine Vorarbeit) und zum anderen an die Gabe der Wahrsagung (*mantikē*) zu liefern. Es gelingt ihm ausserdem, darzulegen, wie ergiebig sich eine Verbindungslinie erweisen kann, die zwischen dem panhellenischen Profil einer Gottheit und deren lokalen Ausprägungen gezogen wird – ein Trend in der modernen Forschung der griechischen Religion. Die Schwäche des Buches zeigt sich darin, dass die Argumentationsübergänge manchmal nicht flüssend sind und dass der oft der Klarheit ermangelnde Schreibstil die Ziele der Untersuchung zum Teil unübersichtlich macht. Griechische Zitate sind im Haupttext auf ein Mindestmass beschränkt, was anscheinend für den nicht eingeweihten Leser gedacht ist. Es ist zudem schade, dass J., wie die meisten Hermes-Forscher bisher, weitere Aspekte wie z.B. die (para-)erotische Signifikanz des Gottes, die mit dem pastoralen bzw. erotisch konnotierten Abstammungsort zusammenhängt und u.a. auch in seinem zweifachen, gewissermassen selbstreferentiellen Lied über die sexuelle Vereinigung seiner Eltern (*HHHerm.* 3–9, 54–59) angelegt ist, nicht in die Diskussion einbringt. Immerhin ist es erfreulich, dass diese Studie einem dermassen vielseitigen und höchst ambivalenten griechischen Gott Aufmerksamkeit schenkt und dabei erheblich zur Weiterführung der Diskussion über das genauere Verständnis seines Wesens beisteuert.

Marios Skempis

Jörg Rüpke (unter Mitarbeit von Anne Glock): Römische Priester in der Antike. Ein biographisches Lexikon. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007. 256 S.

Si dans les trois volumes des *Fasti sacerdotum* (Franz Steiner Verlag 2005), Jörg Rüpke présente la biographie de tous les spécialistes et aides culturels, dans ce volume il fait une synthèse de ce travail précieux. Ici il propose les biographies des spécialistes culturels publics les plus importants de l'antiquité romaine: pontifes maximes, vestales, mais aussi consuls ou écrivains qui ont eu une charge religieuse. Sont compris également les évêques du début du christianisme. Ce *Handlexikon* énumère les spécialistes selon l'ordre alphabétique habituel (rangés d'après le *gentilice*). Après les noms, suivent

les données biographiques (dates, *cursus honorum*) qui permettent de situer les personnes dans leur contexte temporel et social, et enfin leurs écrits parfois de sujet religieux qui permettent d'apprécier leur portée intellectuelle.

On retrouve dans cette liste des personnes très connues, comme Cicéron et César, dont les notices sont accompagnées d'un riche appareil de notes, mais aussi des personnes ignorées par le grand public, dont seule une inscription témoigne. Pour illustrer ce cas par un exemple, on observera *Ap(pius) Claudius C(aii) f(ilius) Ap(pii) n(epos) Caecus*. Ce patricien qui vécut entre le IV^e et le III^e siècle av. J.-C. appartenait à la grande noblesse romaine. Il a été élu consul. Son importance sur le plan religieux est due au fait que pendant sa censure il a réorganisé le culte d'Hercule au Grand Autel et qu'il a donné le droit de citoyenneté aux joueurs de flûte (*tibicines*), toujours présents lors des rites publics. La mention de ses écrits contribue à préciser l'image de cette personne influente et cultivée: il a rédigé un calendrier qu'il a affiché publiquement; il a été l'auteur de textes juridiques; il a été à l'origine d'une importante réforme orthographique (rhotacisme) en changeant *esse* intervocalique en *erre*.

Ce livre représente un instrument de consultation facile et de grande précision pour tous ceux qui font des recherches en histoire et en religion romaines.

Francesca Prescendi

Anton Bierl/Arbogast Schmitt/Andreas Willi (Hg.): **Antike Literatur in neuer Deutung**. Festschrift für Joachim Latacz anlässlich seines 70. Geburtstages. K. G. Saur, München/Leipzig 2004. XI, 380 S., XVI Tafeln.

Arbogast Schmitt, der *praefatus* aus dem Dreigestirn der Herausgeber, verspricht «eine Einführung in Grundthemen der Antike» auf der Höhe des «gegenwärtigen Stand(es)» der Altertumsforschung (ix). Es sei dem Rez. gestattet, diesen für eine Festschrift hehren Anspruch ein wenig zu relativieren: Neun der achtzehn hier versammelten Aufsätze haben *Homerica* zum Gegenstand. Auch Antonios Rengakos' unter «Hellenistische Dichtung» abgebuchte «Bemerkungen zur epischen Erzähltechnik» (so im Inhaltsverzeichnis S. vi; etwas präziser in der Überschrift S. 277 «... zur Erzähltechnik des griechischen Epos») widmen sich in einer ausladenden Analepse der archaischen und klassischen Epik (277–287), bevor sie nach theoretischen Intermezzi zu den in der Überschrift versprochenen *Argonautika* des Apollonios von Rhodos (293–297) und ihrer «absolute(n) Linearität» (293) gelangen; sie hätten mithin füglich den Block «I. Homer» (1–143) noch weiter bereichert. Der homerischen Übermacht stehen lediglich vier Studien zum antiken Drama, drei zur griechischen Philosophie und je ein Specimen zum ethnogenetischen Modell in Vergils *Nationalepos* und zur griechischen Sprachkultur im byzantinischen Palaestina des 6. Jh. n.Chr. gegenüber. Dieses Ungleichgewicht ist gewiss den Forschungsvorlieben des Jubilars geschuldet. Gleichwohl schmerzt es, wenn etwa Lyrik, Historiographie und Rhetorik als «Grundthemen der Antike» schlicht fehlen. Schlüssiger wäre die Konzeption des Bandes gelungen, wenn man sich mit Homer und seiner Rezeption beschieden hätte. Inwiefern haben nun «die auf ihren Gebieten herausragende Kompetenz besitzen(den)» (x) Gelehrten tatsächlich «neue Deutungen» antiker Literatur vorgelegt? Mustert man die Beiträge nach dem Kriterium methodischer *novitas*, so ergibt sich das folgende Bild: Bis auf wenige Ausnahmen herrscht die souveräne Handhabung herkömmlicher positivistischer Hermeneutik vor: Sprachgeschichtlich-stilanalytische Ansätze (routiniert Martin L. West, An Indo-European stylistic feature in Homer [33–49] zu im Schlussglied augmentierten Namenstriaden bei Homer als indogermanischen Erbstücken; materialreich Ludwig Koenen, Sprachliche Bemerkungen zu *P. Petra* 17 (inv. 10) [353–371]) stehen neben mannigfaltigen Motivuntersuchungen (Malcolm M. Willcock, Traditional epithets [51–62] zur homerischen Figurencharakterisierung durch Epitheta; summarisch knapp Erika Simon, Homer und Odysseus [85–93] zur selektiven Anverwandlung der traditionellen Odysseusfigur durch den Ilias- und den Odysseedichter; Joseph Russo, Odysseus' trial of the bow as symbolic performance [95–102] zur «multivalenten» Potenzsymbolik der Bogenprobe); Text-/Forschungsgeschichte (Franco Montanari, La filologia omerica antica e la storia del testo omerico [127–143], der den bleibenden Wert der alexandrinischen Philologie preist) und Quellenkritik (Christoph Riedweg, Zum Ursprung des Wortes «Philosophie» [147–181], der anhand einer üppigen Parallelensammlung für einen historischen Kern der Herakleides-Anekdote plädiert) gesellen sich zu virtuoser Fragmentphilologie

(minutiös, lehrreich und doch unterhaltsam Richard Kannicht, Scheiben von den grossen Mahlzeiten Homers. Euripides und der Troische Epenkreis [185–202], ansprechend kundig und redlich Hellmut Flashar, Aristoteles, *Über die Philosophie* [257–273]). Schliesslich kommen auch Ideengeschichte (Arbogast Schmitt, Platon, *Politeia* [229–255]), Poetologie (Bernhard Zimmermann, Poetologische Reflexionen in den Komödien des Aristophanes [213–225]), ästhetische Erschliessung (Rengakos [dazu oben] und Ernst A. Schmidt [dazu unten]) und vergleichende Kulturkunde (Hubert Cancik, Ein Volk gründen. Ein myth-historisches Modell in Vergils *Aeneis* [307–323]) zu ihrem Recht. Durch methodische Frische erhellend sind die (meta)narratologischen Ansätze von Irene J. F. de Jong/ René Nünlist (From bird's eye view to close-up. The standpoint of the narrator in the Homeric epics [63–83]) und Anton Bierl (Die Wiedererkennung von Odysseus und seiner treuen Gattin Penelope. Das Ablegen der Maske – zwischen traditioneller Erzählkunst, Metanarration und psychologischer Vertiefung [103–126]). Eine neue Sicht eines gesamten Werkkomplexes erschliesst die scharfsinnige und stilistisch glänzende «Vorzeichnung zur Physiognomie des tragischen Œuvres Senecas» von E. A. Schmidt (325–349). Er erläutert systematisch Heldengestalt, lyrisch-reihende und mit wechselseitigen Spiegelungen arbeitende (Zeit)Struktur des Dramenbaus sowie die aparte «Zeit der Chorlieder». Ein ausgesprochen persönliches Lumen zur inneraltertumswissenschaftlichen Kooperation bei der Ergründung der Historizität Homers hat Manfred Korfmann (†2005) als Vermächtnis hinterlassen (Von den Ruinen Troias zur «Landschaft Homers» [3–31]). Aus dem Rahmen fällt leider der Beitrag von Ernst-Richard Schwinge, der die Tötung der Kinder Medeas auf Motivvarianten und Rezeptionsgeschichte hin untersucht (Wer tötete Medeas Kinder? Einige Bemerkungen zu Euripides, Kreophylos und Christa Wolf [203–211]): Sein Beweisgang zugunsten einer Abhängigkeit der durch Schol. Eur. *Med.* 264 vermittelten Version des Kreophylos von Euripides beruht im Wesentlichen auf einem spekulativen Spiel mit vielen Unbekannten (bes. 209 f.). Schwinges darauf gestützter Frontalangriff gegen Christa Wolfs kreatives Konzept eines literarischen Durchstossens auf die in ihren Augen «wahre», nicht monströse Medea ist zudem in einem herablassenden bis polemischen Tonfall vorgetragen (vgl. etwa 205 zum angeblich «fragwürdige(n) Mythos-Begriff» der Gegenwartsautorin und 210 «Christa Wolfs feministisch inspirierter Triumph entbehrt jeder Grundlage»). Angesichts des sonst in dem weitgehend sauber redigierten (häufigere Druckversehen nur 186f., 198, 216, 223, 353, 360), mit einem «Schriftenverzeichnis von Joachim Latacz, 1994–2003» (373–380) schliessenden und edel ausgestatteten Band Gebotenen wird der Geehrte indes mit Recht sein Geburtstagsgeschenk mit eben jenem fröhlichen Mienenspiel genossen haben, mit dem er auf der beigegebenen Photographie (S. II) die geneigten Leser begrüsst.

Markus Janka

Eugenio Amato (éd.): **Approches de la Troisième Sophistique. Hommages à Jacques Schamp.** Avec la collaboration de Alexandre Roduit et Martin Steinrück. Collection Latomus 296. Latomus, Brüssel 2006. XXVIII, 614 S.

Die Beiträge der Festschrift für J. Schamp sind unter dem Begriff Annäherungen an die dritte Sophistik zusammengefasst, mit dem, eine Definition Pernots gebrauchend, die Schriften rhetorischen Charakters der Spätantike heidnischer und christlicher Provenienz in ihrer Gesamtheit bezeichnet werden. Der Begriff wird im Vorwort definiert und in einem umfangreichen Essay des Geehrten selbst noch einmal in seinem Inhalt konkretisiert. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um die Entstehung einer christlichen Rhetorik, die auf der heidnischen aufbaut, sich mit ihr auseinandersetzt und ihren Bedürfnissen anpasst. Dabei reagiert auch die Rhetorik heidnischer Provenienz auf die neuen Herausforderungen durch das Christentum. Dem Vorwort folgen ein ausführliches Porträt des Geehrten und ein Verzeichnis seiner Schriften. Den Beiträgen zur dritten Sophistik voraus gehen zwei anderer Thematik. Einer beschäftigt sich mit der Bedeutung von *synakmazein* und der andere mit den Aufzählungen der Prodigien bei heidnischen Historikern, und damit mit zwei Interessensgebieten des Geehrten, nämlich dem philologischen Verständnis spätantiker literarischer Texte und der Wandlung der Verwendung heidnischer Inhalte und Formen unter dem Einfluss der Christianisierung. Die Beiträge gliedern sich in längere Essays, die verschiedene Themen behandeln, wie etwa die fort-dauernde Bedeutung der *declamatio*, die Sophisten beim Kirchenhistoriker Sokrates oder Mythen in Themistios' Reden, und kürzere Abhandlungen, die sehr unterschiedliche Themen behandeln. Der

Inhalt der Beiträge ist oft aus den Überschriften nicht ohne weiteres zu erschliessen, was manchen unbeachtet lassen wird. Insgesamt bietet die Festschrift Einblicke in einen Problembereich, der nicht nur klassischen Philologen und Althistorikern, die sich nicht speziell mit der Spätantike beschäftigen, nicht ohne weiteres vertraut ist.

Joachim Szidat